16. Ausgabe *Januar 2007*

Veilchen

Inhaltsverzeichnis

S.3 Korrektes Deutsch im Alltag *[Andrea Herrmann]*
S.4 Alles in Ordnung *[Birgit Böckli]*
S.7 Roter Mohn zwischen Dur und Moll *[Anne Hoffmann]*
S.8 Das Ende eines Sommers *[Marat Abrarov]*
S.12 Wie eine von ihnen *[Fred Reber]*
S.13 L e b e n – „smitte“ *[Sigrid Steiner]*
S.14 Vampire *[Thilo Bachmann]*
S.15 Ein Zeitvertreib für Mucky *[Elfriede Herold]*
S.17 Der Bär und die Elfe (1) *[Hanna Brosch]*
S.21 Holland wie früher erleben *[Karl Farr]*
S.23 Lisette kann nicht schlafen *[Nora Zorn]*
S.25 Laurels Lied *[Esther Bystrek]*
S.26 Fürbitten *[Arno Peters]*
S.27 Blume der Logik/ Tränen *[Annika Senger]*
S.27 Gezeitlich *[Simon M. Jonas]*
S.28 weil ich Wähler bin *[Tobias Sommer]*
S.28 Herbstnähe *[mary west]*
S.29 Exposé: „Happy ohne Ende“ von Fred Reber
S.30 Rezension: „Jeder möchte doch in seinem Leben eine Mauer niederreißen – Von der Vision zum Erfolg“ von Wilfried Kriese *[Andrea Herrmann]*
S.31 Rezension: „Lucile“ von Willi van Hegel *[Rudolf Limburg]*
S.32 Rezension: „Festtage des Lebens“ von Gerd Egelhof *[Andrea Herrmann]*
S.33 ankunft *[Günter Abramowski]*
S.33 Wettbewerbe *[Andrea Herrmann]*
S.36 Schreibseminar „Vom autobiographischen zum fiktionalen Schreiben“

Liebe Leserin, lieber Leser,

in dem Schreibseminar „Vom autobiographischen zum fiktionalen Schreiben“ (siehe Seite 36) sind noch Plätze frei! Dessen Ergebnisse werden in der Juli-Ausgabe 2007 des „Veilchens“ veröffentlicht.
In der vorigen Ausgabe brachten wir eine Rezension des Buchs „Ausgewandert – Aufgezeichnet: Freuden und Leiden des Auswanderns“ von Sigrid Steiner. Nachdem die Rezension geschrieben war, wurde der Buchtitel geändert in: „Bye bye Deutschland – Auswandern um jeden Preis“.

Ich wünsche allen ein wunderschönes Jahr 2007!

Andrea Herrmann

Titelbild: „Eisatem“ von Esther Bystrek
Alle Rechte bei den Autoren. Manuskripte bis vier Seiten Umfang sind willkommen.

Das „Veilchen“ erscheint alle drei Monate und kann gegen 2,00 € in Briefmarken bestellt werden (außerhalb Deutschlands mit entsprechendem Versandkostenaufschlag).

Bestellungen und Beiträge an: „Veilchen“, c/o D. Plaza, Georg-August-Zinn Allee 2, D-68519 Viernheim
oder per E-Mail: veilchen „at“ geschichten-manufaktur.de

Ältere Ausgaben der Zeitschrift finden Sie auch zum Herunterladen auf der Webseite:
www.geschichten-manufaktur.de/veilchen1.html

Korrektes Deutsch im Alltag

In Deutschland sind wir absolut korrekt. Wenn wir irgendwo lesen, dass man zwischen Direktsaft, Fruchtsaft aus Konzentrat, Nektar und Eistee zu unterscheiden habe, dann tun das nicht nur die Fruchtgetränkehersteller auf ihren Etiketten, sondern jeder Einzelne fühlt sich im Alltag dazu verpflichtet. Natürlich führt diese Bewusstmachung sofort auch zu einer Klassengesellschaft, in der die Qualitätsbewussten sowieso nur „echten Saft“ kaufen und sich deswegen den Nektar-Trinkern gegenüber überlegen fühlen. Und natürlich muss man schlampigen und ungebildeten Mitmenschen, die den Begriff „Saft“ für alle Getränke verwenden, die irgendwie nach Frucht schmecken, unbedingt den Unterschied erklären. Und wehe, sie weigern sich, diese Vorlesung auch nur anzuhören. Oder sie benutzen in Zukunft trotz geduldiger mehrfacher Aufklärung immer noch den falschen Begriff, dann sollte man besser die Freundschaft abbrechen, denn jemandem, der auf wohlmeinende Ratschläge derart aggressiv reagiert, ist ein unsensibler Ignorant.

Ich bin nur froh, dass solche Marotten Modesache sind und von ihren vehementen Vertretern baldigst wieder vergessen werden. Heute belästigen sie die Umwelt mit dem eben gelernten Unterschied zwischen Saft, Nektar und Eistee, morgen wird dieses die Welt bewegende Problem der verbalen Umweltverschmutzung schon wieder verdrängt dadurch, dass sie sich beim Anblick von geliertem Zucker-Frucht-Brei stets aufs Neue fragen, ob es sich hierbei um Marmelade, Konfitüre, Mus oder Gelee handelt. Man kann sich glücklicherweise nicht um alles kümmern.

Tja, so ist das im Land der Dichter und Denker: Wir gehen sorgfältig mit der Sprache um. Nur gut, dass man im Gesprochenen den Unterschied zwischen alter und neuer Rechtschreibung nicht hören kann. So bleibt wenigstens dieser Glaubenskrieg auf die schriftliche Kommunikation beschränkt.

Dabei habe ich nichts gegen den sorgfältigen Umgang mit der Sprache. Im Gegenteil. Ich habe beide Bände von „Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod“ gründlich gelesen. Ich interessiere mich sehr für die Regeln meiner Lieblingskunst.

Aber das ist doch kein Grund, den Mitmenschen im Alltag ihren natürlich gewachsenen Schnabel zu verbieten. Wir sollten froh und fasziniert davon sein, dass wir uns auch verstehen, wenn der eine von Saft und die andere von Süßmost (sprich: Sießmooschd) spricht. Von einer Standardisierung der Alltagssprache zur Denkzensur wäre es nicht weit.

Andrea Herrmann

Alles in Ordnung

Da saß sie auf dem schmalen, grünen Sessel als hätte sie schon immer dort gesessen, wie eine dieser Bronzestatuen in der Fußgängerzone. Ihr Kopf fühlte sich fürchterlich leer an, nur ab und zu troff ein zähflüssiger, unausgegorener Gedanke von irgendwo herab. Sie saß dort wie viele Male zuvor und wartete, lauschte auf das leise Klicken, das ihr sagte, alles sei in Ordnung, die Welt habe kurz geschwankt, aber sie sei nicht untergegangen. Vergiß den Orkan und mach die Betten! Diesmal dauerte es recht lange, aber sie spürte die Zeit nicht, hatte sie nie so recht gespürt in all den Jahren, und dann war es endlich so weit. Der Schalter im Kopf legte sich um. Es glich mehr einer fernen Vibration als einem Geräusch, wie ein leichtes Nachbeben, kaum spürbar, und doch deutlich genug. Sie bewegte sich ruckartig und schaute auf die Uhr wie sie es anschließend immer tat; sechzehn Uhr durch, höchste Zeit! Freitags gab es Pizza. Werner liebte Pizza, und es wäre eine Ungeheuerlichkeit gewesen, ihn warten zu lassen. Sie stolperte in die Küche hinüber, ließ im Vorbeigehen das schmutzige Messer in die Spüle fallen und begann, die notwendigen Utensilien zusammenzustellen. „200 Gramm Mehl“, murmelte sie und bröckelte Hefe in warmes Wasser. Eine ungesunde Stille lag in der Luft. Erika schaltete das Radio ein und wiegte den Kopf zu einer Walzermelodie. Sie rührte den Vorteig an und schwirrte summend zwischen offenen Schranktüren umher, alles war in Ordnung, die Wohnung sauber, die Hemden gebügelt, Werner konnte keinen Grund haben, unzufrieden zu sein, es sei denn... ein Schauer lief zwischen ihren schmalen Schulterblättern hindurch, es sei denn, er brauchte gar keinen Grund.

Erika war eine zierliche Frau von 46 Kilogramm, und vor ihrer Hochzeit hätte sie sich nie vorstellen können, von einem doppel so schweren Mann verprügelt zu werden.

„Aber lassen wir das“, sagte sie halblaut, um die unfreundlichen Gedanken zu vertreiben. „Lassen wir das und seien wir guten Mutes, mein Kind.“ Ein heiseres Lachen verließ ihre Kehle wie ein Gespenst, und sie preßte erschrocken vier Finger an ihren vorlauten Mund. Wenn Werner das gehört hätte, der hätte ihr solche Frechheiten schnell ausgetrieben. Nicht, daß er Unrecht hatte. Werner war ein anständiger Mann. Er arbeitete hart und sorgte gut für seine kleine Familie; sie war es, die ihn immer wieder zur Weißglut brachte mit ihrer Nachlässigkeit, Faulheit, Dummheit. Sie fing an, den fertigen Teig zu kneten. „Nachlässig, faul, dumm“, flüsterte der Hefekloß bei jeder Bewegung und im Hintergrund plärrte leise das Radio. Aber sie hörte noch etwas anders, leise Geräusche ganz hinten in ihrem Kopf, wie Blätter im Wind, Wortfetzen, die ihr auf seltsame Art einen bitteren Geschmack in den Mund trieben. „Stell dich nicht so an, Mädchen, so was kommt in den besten Familien vor.“ – „Du hast getrunken!“ – „Na und, was bleibt einem Mann anderes übrig mit einer Schnalle wie dir am Hals? Guck dich doch an. Guck dich doch an, Mensch!!“ Erika hielt sich die Ohren zu bis der Spuk vorbei war. Der Pizzateig schien sie zu beobachten. Ein guter Mann, Werner war ein guter Mann, und er würde heute zufrieden mit ihr sein. Vielleicht brachte er Blumen mit wie früher, Sonnenblumen, die freundlich mit ihren gelben Köpfen nickten. Erika lächelte in sich hinein und dachte an die schöne Zeit als es noch keine Blutergüsse gab und keine anderen Frauen. Sie raspelte den Käse zu feinen Streifen. Aus dem Haarknoten löste sich eine dicke braune Locke und ringelte sich verspielt auf ihrer Schulter. War es nicht vor allem ihre Schuld gewesen, daß sich alles so verändert hatte? Wieder knisterte es im Hintergrund, und Stückwerk einer

scheußlichen Erinnerung wurde lebendig. „Katrin ist anders. Sie versteht mich. Und sie ist nicht so verflucht frigide wie du. Eine richtige Frau eben." – „Sie ist eine Schlampe. Ich habe sie gesehen. Sie ist genauso eine Schlampe wie die anderen. – Werner, du bist mein Mann. Wir gehören doch zusammen. Das hast du versprochen." – „Das war vor zwanzig Jahren. Da hattest du auch noch ein Gesicht. Heute muß man sich ja schämen!" Erika schüttelte energisch den Kopf. Eine Träne tropfte neben die Schüssel mit dem Käse, während die Küchenuhr rhythmisch tickte. 17.50 Uhr. Oh je, Werner würde bald da sein. Und Achim, das hatte sie ja ganz vergessen, Achim wollte doch zum Abendessen kommen, ihr kleiner Junge, der jetzt schon studierte, und sicher würde er eine Menge schmutziger Wäsche mitbringen. Sie holte das Nudelholz aus der Schublade und rollte den Hefeteig aus, verteilte Schinken- und Tomatenscheiben darauf. Kartin war rot. Werner hatte rote Haare immer ordinär gefunden. Aber das spielte jetzt wohl keine Rolle mehr. Vor ihr hatte es andere gegeben, ebenso wie nach ihr andere kommen würden. So waren die Männer. Sie brauchten die Abwechslung. Sie konnten nichts dafür. Aber Werner war ein guter Mann. Bald würde er zu Hause sein. Sie fischte mit der Gabel die letzten Champignons aus der Dose und streute sie über die Pizza. Jetzt noch der Käse... Sie hielt inne. Etwas war geschehen. Der Orkan war nicht vorbei, er rollte immer noch an. Jetzt spürte sie es deutlich. Der Schalter im Kopf funktionierte nicht richtig. Immer wieder kam Nebel auf und hüllte sie ein, Erinnerungen bedrängten sie. „Ich werde mich scheiden lassen. Das hätte ich längst tun sollen. Du bist doch nur ein verfluchter Klotz am Bein. Und schwer von Begriff noch dazu. Mit ein bißchen Feingefühl hättest du schon vor Wochen die Koffer gepackt!"

„Werner, das meinst du nicht so. Sag, daß du nur Spaß machst. Bitte, ich..." – „Ja, sicher mache ich Spaß. Ich bin ein ganz lustiger Typ. - Ich gebe dir eine halbe Stunde, dann will ich dich hier nicht mehr sehen, du blöde Kuh!!! Hast du mich verstanden?" Und dann hörte sie es wieder, dieses ekelhafte Geräusch, das ihr eine Gänsehaut verursachte. Mit dem geriebenen Käse in der Hand stand sie da und erschauerte.

„Rrringgg!" Was war das? Und noch einmal: „Rrringgg!" Erika warf den Käse nachlässig über die Champignonscheiben und trippelte unsicher zur Haustür.

Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab und öffnete. Achim stand draußen, fast 1,90m groß und mit den roten Backen eines Lausbuben. In der Hand hielt er die Sporttasche mit der obligatorischen Schmutzwäsche. Erika überlief es warm beim Anlick ihres Sohnes. „Hi, Mama, ich hab einen Bus früher genommen. Ist Papa schon da?" – „Nein, aber er muß gleich kommen. Komm, zieh die Jacke aus und setz dich ins Wohnzimmer. In einer halben Stunde gibt es Essen."

Der Junge ließ sich aufs Sofa fallen und machte den Fernseher an. Erika ging zurück in die Küche und schob die Pizza in den Backofen. Alles war in Ordnung, kein Grund zur Sorge.

Doch das Klicken blieb aus, der Schalter ließ sich einfach nicht mehr bewegen. Sie fühlte Angst aufsteigen, tief in der Magengrube bohrte ein Gefühl der Hilflosigkeit. Verzweifelt versuchte sie, sich abzulenken. Sie dachte an Rapsfelder im Sonnenschein, an Schneelandschaften und blühende Apfelbäume. Und trug gedankenverloren das schmutzige Geschirr um den Tisch herum.

Drei Schritte weiter war alles zu Ende. Der Gegenstand, der im Spülbecken lauerte, verwandte ihr Herz in ein Stück Eis. Nacht senkte sich herab, und sie taumelte. Da lag das Messer, das große Fleischermesser mit dem elfenbeinfarbenen Griff, und die Klinge war mit einer schwarzen Kruste überzogen. Blut! Werners Blut!!! Jetzt brach die Erinnerung durch, in abscheulicher Klarheit, und Erika mußte ihren Kopf mit beiden Händen festhalten. Sie glaubte, wahnsinnig zu werden. Werner würde nicht zum Essen kommen, er war längst zu Hause, heute Mittag hatte

er plötzlich vor der Tür gestanden, in einem kitschigen Hawaiihemd, sicher hatte Kartin es ausgesucht. Er war an ihr vorbei ins Bad gelaufen, um zu pinkeln. „Ich lasse mich scheiden!“ rief er, während das Wasser rauschte. „Wie bitte?“ Erika hatte gerade das Fleisch für den Sonntag geschnitten, allerfeinstes Rindergulasch, und es war purer Zufall, daß sie das Messer noch in der Hand hielt, als er anfing, sie so furchtbar zu beschimpfen.
Sie stand vor diesem scheußlichen, blutigen Messer und hielt sich die Ohren zu, aber es nutzte nichts. Der Küchenschrank, der Herd, alles verschwand hinter diesem häßlichen grauen Nebel. Erika spürte, wie sich ein Fingernagel in ihre linke Ohrmuschel bohrte und drückte noch fester. Sie wollte das nicht hören, wollte nicht... Doch es war sinnlos. Noch einmal hallten seine Worte in ihrem Kopf, ausgespien wie grüne Galle: „Ich gebe dir eine halbe Stunde, dann will ich dich hier nicht mehr sehen, du blöde Kuh!!! Hast du mich verstanden?“ Und dann dieses gräßliche Geräusch, das sie nie wieder vergessen würde, nie wieder. Jetzt sah sie auch das Messer in ihrer Hand, das wie von selbst nach vorne schoß und mit einem Ruck in seiner fleischigen Brust verschwand. Werner riß staunend die Augen auf, auch den Mund, seine weiße rechte Hand ruderte in der Luft, und dann fiel er rückwärts, machte noch einen unbeholfenen Schritt nach nirgendwo und knickte vollkommen undramatisch ein. Sein Hinterkopf schlug hohl gegen den Wannenrand, aber Erika glaubte, daß er davon schon nichts mehr mitbekam...
„Jetzt weißt du es. Jetzt ist alles wieder da“, flüsterte sie und lehnte sich an die Wand, um nicht zu fallen. Ihr Mund war voller Sägemehl. Und eben, als sie sich vorbeugte, um sich mitten ins Spülbecken zu erbrechen, hörte sie das Klicken, lauter als jemals zuvor. Der Schalter war umgesprungen, er war nicht kaputt, er funktionierte, er funktionierte wirklich! Erika atmete auf, alle Muskeln entspannten sich augenblicklich, und der Nebel war verschwunden. Sie drehte das Wasser auf und fing an, das schmutzige Messer zu schrubben. Alles wunderbar, kein Grund zur Aufregung, heute war Freitag. Die Pizza bräunte im Ofen, und der Käse zerfloß zu gelben Fäden. „Dauert es noch lange?“ rief Achim aus dem Wohnzimmer. „Zehn Minuten.“ Erika ging hinüber und nahm ihn in den Arm. Ein letztes Mal tauchte das Bild ihres toten Mannes auf dem Badezimmerboden vor ihren Augen auf, war aber sofort wieder verschwunden. „Wasch dir schon die Hände“, sagte sie leise und zerzauste ihrem Sohn liebevoll das Haar. Achim stand auf. „Ach, Junge geh auf die Gästetoilette. Das Bad ist nicht geputzt. Muß ich morgen machen.“ – „Das sieht dir aber gar nicht ähnlich. Hat sich hier etwa was geändert seit ich ausgezogen bin?“ – Erika lächte scheu. „Wer weiß?“ sagte sie unbeschwert. „Ich muß jetzt die Pizza aus dem Ofen holen, sonst verbrennt sie. Oh, weißt du was, ich glaube, wir warten nicht länger mit dem Essen, dein Vater kommt sicher später.“ Erika trippelte hinüber in die Küche und fühlte sich seltsam jung. Es hatte klick gemacht.
Und jetzt war wirklich alles in Ordnung!!!

Birgit Böckli, 33 Jahre, lebt mit ihrem Mann und ihrer Tochter in Hockenheim, schreibt in erster Linie Kurzprosa der Richtungen Horror und Science Fiction.

Roter Mohn zwischen Dur und Moll

Die Hitze wölbt sich wie eine riesige Dunstglocke über das flache Land. Sonnenverbrannte Blätter segeln zu Boden. Weit dahinter, am Horizont, dort wo der Himmel die Erde küsst, ziehen Krähen müde ihre Kreise. Die Zeit steht still. Die Welt ist durstig. Kein Regen in Sicht. Mein Wagen saust über den aufgeheizten Asphalt. Mächtige Kastanien flitzen rechts und links an den offenen Seitenfenstern vorbei. Der Luftzug ist trügerisch. 38 Grad im Schatten. Hinter den Kastanien verstecken sich brachliegende Felder, dazwischen blinkt etwas auf. Hier und dort. Rot und lockend. Als wären kleine Signallämpchen zu Inseln zusammengefasst worden. Ich kann nicht widerstehen und stelle den Wagen am Straßenrand ab. Die Hitze raubt mir den Atem. Sandkörner kratzen auf meiner Netzhaut. Ich blinzele, kneife die Lider zusammen und sehe, wie sich rote Köpfe erhaben gen Himmel recken und auf dünnen Stängeln im Rhythmus einer stummen Melodie hin- und herschwingen. Ich schwinge mit. Meine Fantasie füllt das lautlose Stillleben mit den weichen Tönen eines Altsaxophons. Es ist eine fröhliche Weise. Und schon formt mein Geist die passende Strophe dazu. Eine Verbindung gehauchter, gleichwohl betonter Konsonanten und Vokale: Le-ben, le-ben! Im Wechsel der raschen Tonfolge scheinen die Rotschöpfe kecker zu werden. Das sanfte Hin- und Herwiegen von West nach Ost wandelt sich zur Pirouette zwischen allen Himmelsrichtungen. Le-ben, le-ben, fordern die Stimmen und schnell eile ich darauf zu, bis ich fast darin versinke. Ich spüre den Augenblick, genieße, tanze, möchte festhalten und nicht mehr loslassen. Meine Hände greifen wahllos zu und pflücken pralles Leben. Rupfen Stiel für Stiel aus der trockenen Erde, bis mein Arm überladen ist mit leuchtend rotem Leben. Die fröhlichen Stimmen ersticken.

Besorgt blicke ich zu den reglosen Köpfen auf meinem Beifahrersitz. Leben, denke ich, und Wasser, und verstärke den Druck aufs Gaspedal. Zu Hause fülle ich kühles Leitungswasser in meine kristallklare Kugelvase. Schnipp-schnapp – scharfe Scherenklingen trennen grüne Zellwände und stutzen wildes Leben kristallvasengerecht. Gespannt beobachte ich das Leben, welches nun in meiner Kugelvase steckt. Die roten Köpfe baumeln lustlos im Zugwind des brummenden Ventilators. Leben, denke ich wütend, und schaue zu, wie sich Blatt für Blatt langsam von braunen Stempeln löst, sachte an der Rundung meiner Vase hinabgleitet und reglos dann auf der Tischplatte landet. Wo ist die Melodie geblieben, der fröhliche Gesang, der weiche Klang des Saxophons? Ich horche aufmerksam hin. Nichts. Plötzlich jagen schrille Pfeiftöne durch meine Kopf und Stimmen höhnen im Duett: Der Mohn ist tot, der Mohn ist tot! Ich halte mir die Ohren zu. Zwecklos. Es klingelt. Ben holt mich ab. Ablenkung, denke ich, und drehe dem leblosen Stillleben den Rücken.

Die Nacht bringt kaum Abkühlung und die Stadt ist voller Menschen. Ich lasse mich treiben. Gleite dahin. Fühle mich im Gedränge gestaltlos. Es riecht nach Mensch, altem Frittierfett und Knoblauch. Mir wird übel. Ich glaube ersticken zu müssen. Weiter und immer weiter schiebe ich mich durch die Masse. Erhasche Blicke. Freundliche, gleichgültige, betrunkene. Höre Stimmen. Lachende, wütende, lallende. Irgendwo spielt ein Altsaxophon. Münzen klimpern zu Boden. Hände klatschen. Ich kann nichts sehen. Stehe eingezwängt zwischen namenlosen Körpern. Dann kommt Bewegung in die Menge. Ich laufe mit. Auf dem Schlossplatz spielt eine Band. Ben fasst mich um die Taille und dreht mich schwungvoll mal hierhin, mal dorthin.

Seine Augen funkeln. Ich aber kann den Rhythmus nicht spüren. Nicht jetzt. Nicht heute. Stehe stocksteif mitten in quirligem Leben. Leblose Mohnblumenblätter rieseln vom Himmeln. Es ist heiß. Und es ist Nacht. Leben, denke ich, und lasse Ben in der lauten Stadt zurück.

Bleiches Mondlicht schimmert durch das dichte Blattwerk der Kastanienbäume. Ich spüre die Wärme des aufgeheizten Asphalts unter meinen Füßen. Ein lauer Windhauch streicht durch die Allee, sonst ist es still. Langsam lasse ich mich gegen den knorrigen Stamm einer alten Kastanie sinken und betrachte die ruhenden Felder im fahlen Schein des Mondes. Ich kneife die Augenlider zusammen und blinzele. Nur wenige Meter von mir entfernt scheint sich etwas zu regen. Ich schaue genauer hin. Spüre, wie sich mein Herzschlag verdoppelt. Sehe große Köpfe auf dünnen Stängeln im Rhythmus einer stummen Melodie tanzen. Fieberhaft laufe ich den nächtlichen Tänzern entgegen. Ich laufe bis ich spüre, wie sich zarte Köpfe sanft um meine Beine schmiegen. Ich halte an und lausche dem Ruf der Nachteule. Sie erzählt mir eine Geschichte. Die Geschichte vom Augenblick des Glücks. Die Stimme der Eule wird leiser und in der Stille der Nacht glaube ich die Strophe, meine Strophe, wiederzuerkennen. Zart gehauchte Konsonanten und betonte Vokale steigen zum sternenklaren Nachthimmel empor und formieren sich dort zu einer leisen gleichwohl versöhnlichen Strophe: Leben, einfach leben.

Anne Hoffmann, Jahrgang 1967, Handelsfachwirtin; lebt und arbeitet im Saarland; verfasst Werbe-/Pressetexte, Kurzgeschichten und Erzählungen.

Das Ende eines Sommers

Obwohl sein Großvater nun schon mehr als zehn Jahre tot war, dachte Achat noch manchmal an ihn zurück. Er dachte vor allem bei Sonnenuntergang an ihn, oder wenn sich im April der Tag seines Todes jährte, wobei sich Achat - auch, wenn er sich dagegen sträubte - stets der Gedanke aufdrängte, daß seine Großmutter ihn auf dem Gewissen hatte. Er stellte sich den Alten dann mit einem Strohhut vor, einen Schwarm Bienen in der Hand und der Blick mit diesem einen Glasauge, das er hatte, streng, aber doch mit einem fast unmerklichen Lächeln um die Lippen. Im Dorf hatten in jenen Tagen, als sein Großvater geboren wurde, nur Tataren gelebt, mittlerweile war die Mühle eine Ruine und das Dorf fast verlassen. Achat kannte es nur so wie es heute war. Oberhalb der Siedlung, vielleicht zehn oder fünfzehn Minuten entfernt, lag das Waldstück, wo sein Großvater Bienen züchtete. Das Waldstück war tatsächlich nur ein kleiner Flecken, aber mit eigener Quelle, und sommers blieb sein Großvater oft den ganzen Tag dort oben und auch die Nacht und ließ sich weder daheim noch im Ort unten blicken. Achat kannte das Waldstück nicht. Seit er gehört hatte, sein Großvater habe einmal mit der Flinte nach seiner Großmutter gezielt, ging er ihm so gut es ging aus dem Weg. Er kannte seinen Großvater kaum. Sie waren sich stets fremd gewesen, und für Achat gab es keinen Grund, warum sich das ändern sollte.

Auch an diesem Nachmittag, als Achat kam, um die Kuchenplatte zurückzubringen, war sein Großvater im Wald. Achat hatte mit den anderen Jungen bei der alten Mühle Krieg gespielt gegen die vom Nachbardorf, wo sie alle angeblich so große Füße hatten. Sie waren gerade dabei gewesen, die Ruine zu nehmen, als seine Mutter ihn gerufen und hierher geschickt hatte.

Die Tür ist unverschlossen wie stets, er durchschreitet sie. Die Großmutter sitzt in

der Küche und löst Kreuzworträtsel. Obwohl es schon nach Mittag ist, steht der Frühstückstisch noch wie am Morgen.
Er solle die Kuchenplatte zurückbringen, begann Achat.
Stell sie nur irgendwohin, mein Lieber.
Er sah sich um. Nachdem er den Unrat aus Konservendosen und alten Zeitungen beiseite geräumt hatte, stellte er die Kuchenplatte auf den Herd.
Ach, Achat!
Seine Großmutter blickte vom Kreuzworträtsel auf. Sie sah ihm ins Gesicht.
Würdest du so gut sein und hoch zur Hütte laufen?
Sie saß da, und er betrachtete ihre fetten Unterarme, die auf dem Tisch mit den Kreuzworträtseln lagen.
Deinem Großvater sagen, er solle heimkommen. Würdest du das tun?
Der Küchentisch war noch gedeckt wie am Morgen, und um die Tasse, die neben ihr stand, kreisten die Fliegen.
Achat versprach, es zu tun. Er drehte ihr den Rücken zu, um hinauszugehen.
Komm mal her, Achat! hörte er. Kil!
Sie hatte das auf Tatarisch gesagt, wie sie manchmal mit ihm zu sprechen versuchte, obgleich sie gar kein Tatarisch beherrschte.
Er wandte sich zu ihr um.
Setz dich mal her zu deiner Großmutter, sagte sie.
Er kehrte zum Küchentisch zurück.
Setz dich nur, sagte sie. Du hast bestimmt Hunger, nicht? So viel wie ihr Kinder herumtobt habt ihr immer Hunger, stimmts?
Ja, sagte Achat, einfach nur, um irgendeine Antwort zu geben.
Sie schob die Hefte mit den Kreuzworträtseln beiseite und begann, ihm ein Butterbrot zu schmieren. Die Butter war ganz ranzig, dunkelgelb, und Achat wurde es immer übel, wenn er hier essen sollte. Er mochte bei seiner Großmutter nichts essen. Er stand ihr gegenüber am Tisch.
Ich muss um sechs zuhause sein, sagte er. Ob sie wohl merkte, daß er log?
Seine Großmutter blickte auf.
Dann geb ich dir wenigstens eine mit für unterwegs.
Gut.
Sie bestrich eine der trockenen Scheiben mit der geronnenen Butter, durchschnitt sie und klappte beide Hälften zusammen, weil sie nichts hatte, mit dem sie sie belegen konnte. Sie gab ihm das Brot in die Hand.
Danke, sagte er.
Er fühlte sich angewidert.
Dann beeil dich, daß du um sechs zuhause bist, meinte sie.
Ich beeil mich.
Er ging hinaus und die Treppe runter, seine Großmutter kam ihm nach bis zur Tür. Er ging die Straße hinab.
Sobald er weit genug war, daß sie ihn nicht mehr sehen konnte, wickelte er das Brot in sein Taschentuch und steckte es in die Hosentasche, um es irgendwo fortzuwerfen. Ach, er konnte nicht anders und mußte laut lachen, lachte nur die ganze Zeit, wie er weiter ins Dorf hinein lief, lachte lauthals, daß ihn jeder, an dem er vorbei kam, für verrückt halten mußte. Dann war er durchs Dorf und schritt die sandige Landstraße entlang, vorbei an den roten Felsen. Da sah er das Gesicht seines Großvaters vor sich, nicht wirklich natürlich, nur in der Vorstellung.
Genausogut könnte er nun kehrtmachen und heimgehen, seine Großmutter würde es gewiss nie erfahren. Das dachte er. Und doch überquerte er den Bahndamm und ließ die roten Felsen hinter sich. Die Birken zu beiden Seiten des Weges ließen Schatten über Achat hinweghuschen. Ihm gefiel das. Er lebte gerne hier und dachte, daß es komisch sei, woanders zu leben. Endlich erklomm er den Waldweg, wo es nach frischem Gras roch. Vogelgezwitscher. Er nahm das Brot aus der Tasche und wickelte es aus dem Tuch. So weit er konnte warf er es ins Gebüsch. Oh, er fühlte sich gleich erleichtert und stapfte, die über den Pfad gespannten Spinnweben zerreißnd, geduckt, um tiefer hängenden Ästen auszuweichen, den Weg hinauf. Es war kühl unter den Bäumen und angenehm düster. Da war der Bach, ein dünnes Rinnsal nur, und nicht weit davon eine Datscha, die sich hier seltsam und fremd ausnahm.

Niemand war zu sehen. Achat trat näher. Dann aber, an der Tür, verharrte er, plötzlich von einer Angst befallen, die ihm selbst unnatürlich vorkam. Doch nach einer Weile trat er ein. Die Düsternis läßt ihn für einen Augenblick erblinden. Auf der anderen Seite des Raumes steht ein Mann, der einen Lederhut trägt und an den Kästen hantiert, die dort aufgereiht sind. Er ist auf die korrekt-nachlässige Art gekleidet, wie das so häufig bei alten Menschen zu sehen ist. Ob er etwas sagen oder warten sollte, bis sein Großvater ihn entdeckt hatte? Da, schon ist es zu spät, sein Großvater hat sich umgedreht und sieht ihn aus dem Dunkeln an.

Eine Weile vergeht.

Schickt *sie* dich?

Seine Stimme klang unangenehm. Hart.

Achat brauchte eine Weile, bis er antworten konnte.

Ja, sagte er nur. Und dann:

Sie fragte, ob ich dich rufen könnte.

Sein Großvater werkelte unbeeindruckt an den Kästen. Achat stand wie verloren da an der Tür. Sollte er nun gehen? Da hörte er, er könne ruhig nähertreten. Achat zögerte.

Brauchst keine Angst zu haben. Wenn du ihnen nichts tust, stechen sie auch nicht.

Achat verstand nicht, was der Alte meinte, er hatte die Bienen völlig vergessen. Endlich nickte er und trat näher. Roch es nicht komisch hier drinnen? Sein Großvater fuhr mit der Arbeit fort.

Bist du nie gestochen worden? fragte Achat unsicher.

Sein Großvater blickte nicht auf.

Doch, natürlich.

Endlich war er mit einem der Kästen fertig und begann am nächsten. Die Zeit stand still.

Hast du mal eine Königin gesehen? erkundigte sich der Alte.

Achat hatte nicht.

Dann komm her.

Achat beugte sich über die Kästen und sah ein Gewimmel unzähliger Bienen. Sein Großvater deutete auf eine, die besonders groß war. Es war die größte von allen.

Ist das die Königin?

Der Alte nickte.

Pause.

Achat bestaunte das Getümmel dieser unzähligen Insekten, die geschäftig hin und her liefen und sogar übereinander kletterten, dennoch einer bestimmten Ordnung zu folgen schienen.

Es sind so viele, entfuhr es Achat.

Ein Volk hat bis zu achtzigtausend.

Achtzigtausend! staunte Achat, es schien ihm eine ungeheuer große Zahl zu sein.

Die meisten sind Arbeiterinnen, erklärte sein Großvater. Die Große ist die Königin. Jedes Volk hat nur eine. Dann gibt es noch die männlichen Bienen, die heißen Drohnen. Sobald die Königin befruchtet ist, werden die getötet.

Warum sollten die denn getötet werden! rief Achat aus.

Er lachte laut, weil er glaubt, sein Großvater würde scherzen. Er lachte, sein Großvater jedoch blieb ernst.

Eine Königin braucht nur einmal befruchtet zu werden, das reicht für ihr ganzes Leben.

Achat schaute zu Boden. Er fühlte sich scheußlich, weil er so dumm gelacht hatte.

Das sind aber komische Tiere, murmelte er.

Sein Großvater schaute ihn an, und plötzlich verzog sich sein Mund zu einem Schmunzeln. Tatsächlich lachte er, es war das erstemal, daß Achat das sah.

Nicht wahr? meinte sein Großvater.

Er betrachtete den Jungen, und vielleicht war es das erstemal, daß er ihn so anschaute und anlächelte.

Dann erklärte er, wie viele Schwärme er hier hielt und wieviel Honig sie gäben und wieviel Wachs, und er zeigte die Kerzen, die er gedreht hatte und erzählte, daß jede Bienenart ihre eigene Sprache hätte, und Achat sah fasziniert in die Kästen und auf diese eine Biene, die so groß war und ein gelbes Plättchen auf dem Rücken hatte mit einer Nummer drauf. Der Großvater goß Zucker in einen mit Wasser gefüllten Eimer, rührte um, verschloss den Eimer mit einem Deckel, der in der Mitte eine gesiebte Öffnung hatte.

Sie meinte, ich solle nach Hause kommen?

Er stellte den Eimer fort und ging zur nächsten Kiste. Die gute Laune schien verflogen.
Was tat sie, fragte der Alte. Was tat sie, als du bei ihr warst?
Ich weiß nicht...
Achat fühlte, wie ihm die Röte ins Gesicht stieg. Sein Großvater blickte mürrisch drein. Er wolle noch hoch zur Lichtung gehen, sagte er dann wie zu sich selbst.
Nachdem er die Kästen alle geschlossen hatte, gingen sie nach draußen. Sein Großvater hakte das Schloß ein.
Wenn du willst, kannst du mitkommen.
Achat beobachtete diesen Menschen, der da vor ihm stand.
Ich gehe jeden Abend dorthin, um mir den Sonnenuntergang anzuschauen. Hast du dir je einen Sonnenuntergang angeschaut? fragte ihn sein Großvater.
Achat konnte sich nicht daran erinnern. Der Alte war, ohne eine Antwort abzuwarten, losmarschiert. Eine Zeitlang stand der Junge da und verfolgte, wie der Körper dieses Mannes zwischen den Bäumen verschwand. Da lief er ihm nach. Schon an der Schwelle zur Lichtung bot sich das Tal dar, ganz tief daliegend, deutlich die Eisenbahnlinie, die neben der Petschora verlief. Sein Großvater nahm auf der Erde Platz. Unten sah man die niedrigen Holzhäuser des Dorfes, Telegrafendrähte, eingezäunte kleine Ackerparzellen. Wenn die Sonne so stand wie in diesem Augenblick, sahen sie aus als seien sie nachkolloriert. Achat genoß diesen Ausblick, der sich ihm zum erstenmal bot. Sie saßen nebeneinander auf der Erde. Sie saßen lange Zeit nebeneinander, und endlich stellte Achat die Frage, die ihn die ganze Zeit beschäftigt hatte, seit sie diesen Flecken betreten hatten.
Warst du auch immer mit Vater hier, als der noch klein war?
Sein Großvater musterte ihn. Nach einer Weile schüttelte er den Kopf.
Warum nicht?
Der Alte zuckte die Achseln. Er schien erstaunt.
Achat musterte seinen Großvater, neben dem er saß und vor dem er immer Angst gehabt hatte. Er hatte graue Bartstoppeln in einem Gesicht, das braun war und von Falten tief zerfurcht. Achat fragte, wie das mit dem Auge passiert sei, und sein Großvater erzählte davon, erzählte vom Krieg und dem Hunger und wie sie eine deutsche Stadt erobert hatten.
Manchmal hatte ich welche bei ihm, die gerne die Leute drangsalierten, vor allem wenn sie betrunken waren. Ich war nie betrunken. Ich habe nie jemanden drangsaliert. Schon der Prophet meinte: Kann der Lohn für Güte denn etwas anderes sein als Güte?
Die Minuten vergehen. Sein Großvater spricht nichts mehr.
Achat sah den Alten an. Er saß neben ihm auf der Erde. Die Erde war warm, die Sonne wurde größer und dunkler, und die Wolken neigten sich und sahen wie rosa Watte aus. Sie saßen da, um auf den Sonnenuntergang zu warten, und Achat war es, als ob nichts mehr wichtig sei, außer, daß gleich die Sonne unterging und er es zusammen mit diesem Menschen, der sein Großvater war, miterleben würde.

Marat Abrarov
Ich bin 33 Jahre alt, publizierte bereits einige kleinere literarische Arbeiten und war in St. Petersburg/ Rußland als Journalist tätig. Eine Auswahl meiner Arbeit wurde von Robert Schneider ("Schlafes Bruder"), Lutz Rathenow und Ernst Jünger gelobt. (Letzterer hatte mir 1999 hundertfünfzig DM geschickt, um mir aus finanziellen Schwierigkeiten zu helfen). Derzeit schreibe ich an meinem ersten Roman.

Wie eine von ihnen

Der Sturm riss ihm den Metallknauf aus der Hand, die Tür schlug gegen die Wand des Vorhauses.

Er stellte den Jackenkragen mit dem Cordbesatz auf und zog den Reißverschluss bis oben hin zu, warf den Hut auf die Gardenrobenablage zurück und griff nach der Wollmütze und den Handschuhen.

Nachdem er die Tür abgesperrt hatte, stemmte er sich mit ganzer Kraft gegen den Wind und musste auf dem Weg zur Garage aufpassen, um nicht auszurutschen.

In der Nacht war das Thermometer rapide gefallen, und die vielen kleinen Seen, die sich durch die anhaltenden Regenfälle der letzten Tage überall bildeten, waren zugefroren und hatten das Grundstück in eine geschlossene spiegelglatte Fläche verwandelt.

Das Gatter brauchte er nicht zu öffnen, das hatte der Sturm in der Nacht aufgerissen. Es vibrierte.

Das Schloss vom Garagentor musste er mit dem Feuerzeug auftauen, erst dann ließ sich der Schlüssel drehen.

Der Käfer sprang sofort an, nur die Fenster waren vom gefrorenen Kondenswasser blind.

Er stellte die Heizung ein, es würde mindestens eine Viertelstunde dauern, bis die Scheiben frei vom Eis waren. So lange konnte er nicht warten. Spätestens in einer Stunde musste er in der Stadt am Bahnhof sein, da ging ihr Zug.

Durch die Handschuhe fühlte er das kalte Lenkrad, er löste die Handbremse und ließ den VW langsam durch den Garten rollen. Mit fahrigen Bewegungen schabte er das Eis von der Windschutzscheibe, vom Fahrerfenster, sie beschlugen schnell und er wischte sich mit der wollenen Hand ein Sichtloch, während er mit der anderen lenkte, das Gatter passierte, in den unbefestigten Alleeweg einbog.

Er schaltete hoch, drückte das Gaspedal weiter nach unten, die Hinterräder rutschten weg, er gab noch einmal Gas, die Räder drehten durch, der Käfer schlingerte. Er schaltete in den Leerlauf und drehte das Fahrerfenster herunter.

Wütend sprang der Wind ihn an, biss in Wangen und Nase, zerrte an der Mütze.

Er sah nach den Rädern, starrte auf die Gräser der Wiese, die aus der fast durchsichtigen Eisschicht ragten und zitterten, sah unter dem Eis Luftblasen, und wie eine von ihnen fühlte er sich, unfähig zu reagieren, etwas zu tun, und dabei wollte er nichts lieber als das, hin zu ihr und sagen, dass es ihm leid täte, was er getan hatte, ihr sagen, dass er ein Idiot sei, dass sie bleiben solle.

Er durfte nicht wieder zu spät kommen. Diesmal nicht.

Fred Reber
1957 in Neustadt bei Weiden/Bayern geboren, ist Bürokaufmann. Er lebt seit 30 Jahren in München. Als Sänger in einer Amateurband schrieb er für Eigenkompositionen die Texte. 2004 hat er einen Roman fertiggestellt, seitdem schreibt er Kurzgeschichten und nimmt damit regelmäßig an Lesungen in München teil. 2006 hat er mit dem zweiten Roman angefangen. Neben der Literatur interessieren ihn Film, Reisen, Pop- und Soulmusik.

L e b e n - „smitte“

„Smitte“ ist da! Zugegeben, so ganz unerwartet kam sie ja nicht, weil ich mich in letzter Zeit immer wieder – sogar ganz eingehend – mit ihr befasst habe. Dabei ist mir aufgefallen, dass sich meine Perspektiven verändert haben und ich begonnen habe Prioritäten neu zu setzen. Und das Auffälligste dabei war, dass mich inmitten des größten Trubels plötzlich Gelassenheit überkam. In diesem Zusammenhang ein für mich völlig neues Gefühl. Stets auf der Überholspur, immer im Gerangel mit der Zeit… und dann das.

Jetzt wo „Smitte“ da ist - sagt man mir von allen Seiten - ist Veränderung angesagt, sozusagen Programmwechsel. Zeit Bilanz zu ziehen. Neuorientierung und Umbruchphase, tituliert es meine neue Bekanntschaft.

„Smitte“ hat recht. Es juckt mich schon seit längerer Zeit, verschiedenen Dingen in meinem Leben eine neue Laufrichtung zu geben. Alles schon viel zu sehr eingefahren. Vielleicht ist ja jetzt der mittige Zeitpunkt dafür?! Orientierungs-losigkeit? Nein, das passt nicht zu mir!

Der Weg ist schließlich das Ziel, das schon… aber gehen muss ich ihn halt, gibt mir „Smitte“ zu verstehen. Allmählich mausert sie sich zur brauchbaren Gefährtin. Die Ressourcen, ja, ja, sie sind halt auch nicht unerschöpflich. Damit hauszuhalten muss ich anfangen, dann klappt es. Vorbei die Zeit des permanenten Auspowerns. Das war gestern. Ab heute wird alles anders, sage ich mir und grinse dabei, hoch erhobenen Hauptes, meinem Spiegelbild frech zu. Kritisch mustere ich mich von Kopf bis Fuß und das Ergebnis ist mehr als zufrieden stellend. Ok, die kleinen Speckröllchen um die Leibesmitte und vielleicht ist der Busen nicht mehr so straff wie vor 20 Jahren, aber immerhin, was ich sehe gefällt mir. Hungerkünstler waren mir schon immer unsympathisch. Bringen sich doch um zweierlei. Erst um den Genuss guten Essens und danach auch noch um die eigene Weiblichkeit. Oder ist es wirklich erotisch und anziehend, wenn man beim Gehen scheppert. Mag sein, aber ich bin stolz auf meine Kurven. Da ist wenigstens etwas da – zum Anhalten, wie mein Paul immer so schön sagt, wenn er wieder mal besonders anlehnungsbedürftig ist. Ja, es ist wahr, ich sehe mich mit neuen Augen und die Welt auch. Kampfgeist gegen Gelassenheit, ein guter Deal.

Konfliktbereitschaft? Muss sein, sonst wäre ich´s nicht – jedoch in erster Linie zur Lösung meiner eigenen. Aber… hab´ ich denn jetzt, wo ich dabei bin mein Leben aufzuräumen, überhaupt noch welche? Sicher, werden schon kommen, da bin ich voller Zuversicht. Anders wäre es auch langweilig, da fehlt dann einfach der Kick und ich müsste wieder in mein altes Leben zurückkehren und mir wie bisher die Probleme meiner Mitmenschen aufladen. Da bin ich Profi. Also lieber öfters kritisch in den Spiegel gucken und „Smitte“ um Rat fragen.

Die Pillen, die mir mein ärztlicher Beistand letzte Woche, mit wissendem Lächeln, in die Hand gedrückt hat – ein Ärztemuster – liegt längst im Müll. Wer braucht das denn? Ich jedenfalls nicht. Ich kann gut mit „Smitte“, jeden Tag ein bisschen besser. Oft sitze ich nur da und spüre mich. Das ist ein tolles Gefühl und eben völlig neu. Aber auch aus jeder Auseinandersetzung mit meinem Ego, gehe ich gestärkt und mit einer kräftigen Portion Energie heraus. Selbstvertrauen, nun ein gewichtiger Aspekt in meinem mittigen Leben.

Gestern habe ich es getan. Ich bin vor meine Familie getreten und habe meine Zukunftsvisionen vor versammelter Mannschaft ausgebreitet. Melanie, meine Tochter, hat sofort „Smitte“ dafür verantwortlich gemacht, dass ihre Mutter jetzt so plötzlich aus dem Rahmen kippt. Mein LAP[1], Paul, bekam immer größere Augen und sein Kinn entwickelte eine witzige Eigendynamik. Er nickte immerzu.

[1] Lebensabschnittspartner (Anmerkung des Herausgebers)

Ich hatte Mühe, nicht in schallendes Gelächter auszubrechen. Die Situation war aber auch zu komisch. Wie erwartungsvoll mich beide angesehen haben – was denn da nun kommen würde? Gut, Fakt ist, ich habe mich neu organisiert. Dass dieser Um- oder Zustand auch Veränderungen in meinem direkten Umfeld mit sich bringt, ist nicht zu verhindern. Und ich ahne es bereits. Kein Stein wird mehr am anderen bleiben. Man wird sich darauf einstellen müssen.
Eine Frage der Zeit? Ja, auch. Zeit für mich! Jedes Wochenende Babysitten ist abgesagt. Drei Mal die Woche für Pauls Freunde die tolle Gastgeberin zu mimen? Ebenfalls ersatzlos gestrichen. Dafür gibt es Caterings, lache ich in sein staunendes Gesicht. Außerdem werde ich reisen, mir die Welt einmal außerhalb meiner vier Wände ansehen. Ja, meine Lieben, mit mir ist also in nächster Zeit nicht zu rechnen. Kaum habe ich meine Vorstellung beendet, tun mir die Beiden auch schon wieder leid. Betreten, so als wüssten sie nicht wie ihnen gerade geschieht, sehen sie sich schweigend an. Trotzdem: Ich bleibe dabei, verspreche aber einmal im Monat nur für sie da zu sein.
Später höre ich Paul und Melanie etwas von „Midlife Crisis“ tuscheln. Ich sehe es anders. Nur weil ich beschlossen habe, künftig die Punkte anders zu vergeben, habe ich noch lange keine, wie auch immer geartete, Krise. Eine Sache der Wertigkeit, wie ich Dank „Smitte“ nun endlich erkannt habe.
Ach ja, „Smitte“, die Gute, die habe ich trotz ihrer ständigen Anwesenheit, schon ganz vergessen. Ihr allein, gebührt der Platz in meiner Mitte. Sie, als der Spiegel meiner Seele.

Sigrid Steiner wurde 1964 in Judenburg (Österreich/ Steiermark) geboren. Von 1994-1997 in Paraguay und der Dominikanischen Republik, als Mitbegründerin eines Tourismus-Journals und als Nachrichtensprecherin tätig. Betreiberin des ersten Internetcafes an der Nordküste der Dominikanischen Republik.
Buchveröffentlichung im Oktober 2006: "Bye bye Deutschland – Auswandern um jeden Preis“. Seit 1998 wieder in Österreich lebend und in ihrem Beruf als Bürokauffrau tätig.

Vampire

Es war längst dunkel geworden an einem der düsteren Novembertage. Ich lehnte mich bequem im Wohnzimmer in meinen Fauteuille zurück, so saß ich im Finstern und dachte an eine gewisse weibliche Person, der ich nie behagt hatte, ob sie noch lebte.
Unwillkürlich schlief ich ein, im Traum schlendere ich nachts durch winklige Gassen, ich höre ein huschendes Geräusch hinter mir, ich drehe mich um, zwei betuchte Gestalten bewegen sich etwas 20 Meter hinter mir, sie versuchen sich in einem Hauseingang zu verbergen. Ich gehe weiter und biege in eine Seitengasse ein, die beiden huschen mir nach, ich ducke mich hinter einem großen Lastwagen, lasse diese Gestalten an mir vorbeiziehen.
Noch kann ich nichts von ihnen genauer erkennen. Sie kehren wieder um, ich trete auf den Gehsteig, sie kommen mir gefährlich nahe, es sind keine Gesichter unter ihren Tüchern zu sehen, es sind mit dunklen Tüchern umhangene Skelette längst verstorbener Frauen, die ich einmal gekannt habe. Die eine zischt durch ihre Zahnlücken: „Jetzt haben wir dich endlich, du entkommst uns nicht“, und die andere zückt einen Gegenstand und öffnet ihr zahnloses Maul und schreit: „Du bist schuld, daß wir schon so lange, so lange ruhelos herumlaufen müssen. Nun bist du

an der Reihe zu sterben, du sollst auch ziellos herumziehen wie wir, du hast geglaubt wir finden dich nicht, wie du siehst...“ und holt zum Schlage aus, ich weiche zurück und remple sie beiseite, ich sehe mir kurz die andere Gestalt an, sie sieht dieser gewissen weiblichen Person sehr ähnlich, besonders ihr Gesicht, das ich nur unscharf sehen kann... Ich breche in Schweiß aus und antworte: „Das muß ein Irrtum sein, ich kenne euch nicht, ihr gehört nicht mehr zu den Lebenden, wir müssen alle einmal sterben. Also laßt mich durch, sonst...“
Die mit dem Gegenstand, den ich nicht erkennen kann, zischelt: „Er droht uns noch, ich befördere dich sofort ins Jenseits, du...“ Die Andere hält sie zurück und meint nur: „Geduld, Birgit, noch nicht, er muß für alles büßen“.
Ich denke kurz nach: „Ja, richtig, ich habe zufällig eine Taschenlampe bei mir. Sind Vampire nicht lichtempfindlich? Aber Vampire reagieren unterschiedlich. Auf jeden Fall ist es der Versuch wert.“ Während die eine Gestalt mir gefährlich nahe kommt, krame ich in meiner Handtasche und halte ganz plötzlich die Taschenlampe in der Hand und drücke auf einen Knopf, eine grelles Licht leuchtet auf, ich richte den Lichtstrahl auf die eine Gestalt und zwar auf die Stelle, wo das Gesicht sein muß, die Gestalt weicht etwas zurück, ich lasse nicht locker und treffe mit dem Strahl voll in ihr nicht sichtbares Gesicht. Sie wankt, bricht zusammen und löst sich allmählich in Nichts auf.
Die Andere hat sich unbemerkt hinter mich geschlichen und mich von hinten gepackt. Sie ist im Vorteil und beginnt mich zu würgen, mir geht die Luft aus, ich kann sie mit meiner Taschenlampe schlecht erreichen, es gelingt mir, sie so abzudrängen, daß sie vor mir zu stehen kommt. Jetzt vermeine ich sie in der Hand zu haben und richte den Lichtstrahl der Taschenlampe ihr direkt in ihr halb verwestes Antlitz, sie zuckt aber nicht zusammen und will mich niederdrücken, aber ich trete sie so fest an die Stelle, daß sie einknickt, der Strahl meiner Taschenlampe trifft sie voll auf die Stelle, wo einmal ihre Brüste waren und das wirkt, denn sie kommt nicht mehr hoch, ihr Gesicht löst sich in Nichts auf, sinkt in sich zusammen und zerfällt. Ich habe es geschafft. Nach einiger Zeit bin ich munter und gut gelaunt...
Ich habe im Traum zwei Vampiren die Hölle heiß gemacht

Thilo Bachmann
von beruf gelernter gärtner, schreibt gerne kurzprosa, kurzkrimis, schmunzelgeschichten, lyrik, weihnachts-geschichten, satiren, essays. in mehreren anthologien und zeitschriftenverlagen im in- und ausland veröffentlicht. hobby-pianist. Steckenpferde sind fremd-sprachen, literatur, musik, geschichte. Lieblingsautoren: dostojewsky, knut hamsun, gustav freytag. vorgezogene komponisten: bach, beethoven, mozart, auch countrymusik, soul, blues.

Ein Zeitvertreib für Mucky

Geraldine schaute in immer kürzeren Zwischenräumen auf die Uhr. Draußen fiel die Dämmerung über das Dächergewirr, das vor den Fenstern der kleinen Wohnung ausgebreitet lag. Wind orgelte darüber hin; warmer, frischer Frühlingswind, der ein Lied vom Leben zu singen schien. Die Uhr an der Wand zeigte auf 20 Minuten nach sechs. Manfred hätte also schon hier sein müssen, wenn... ja, wenn es ihm einmal in den Sinn gekommen wäre, pünktlich zu seiner Frau heimzukehren, statt sie immer wieder warten zu lassen.

Sie legte das Strickzeug beiseite und begann ungeduldig im Zimmer auf- und abzugehen wie in einer Gefängniszelle.

Mucky, der mittelgroße, rot getigerte Kater kam daher gesprungen und haschte nach Geraldines Rocksaum, weil er dieses Auf- und Abgehen offenbar für ein neues Spiel hielt. Geraldine bückte sich und kraulte ein wenig das Kätzchen. Heute tat sie es einfach gedankenlos, ohne dadurch eine Erleichterung zu spüren.
Nun war sie so gut wie am Ende; sie glaubte, dieses Leben wohl nicht länger ertragen zu können... dieses Ausgeschaltet- und Eingesperrt sein, dieses trostlose Warten, während andere...
Wie stellte Manfred sich das einfach vor? Nahm er an, daß es ihr genüge, seine Kleider in Ordnung zu halten, sein Essen zu bereiten, für den Haushalt zu sorgen? Glaubte er wirklich, daß diese Beschäftigung sie ebenso ausfüllte wie ihn die seine? Nein, es genügte ihr nicht, täglich nur mit Küchenschürze, Eimer und Staubsauger auf Tuchfühlung zu sein. Geraldine hatte sich das ganz anders vorgestellt. Sie schrieb gerne; sie hatte schon öfter Kurzgeschichten und Tiergeschichten zu Papier gebracht. Davon hatte Manfred allerdings keine Ahnung... und was wußte sie eigentlich von seiner Tätigkeit? Wenn sie teilnehmend danach fragte, dann gähnte er oder legte den Arm um sie und meinte: „Laß doch, Liebling! Du verstehst du nicht. Ich habe so genug davon...“ Andere Frauen aber durften ihren Männern helfen. Andere... Ja, andere lebten nicht so jämmerlich am Leben vorbei. Auch sie war jung und hübsch. Als sie Manfred heiratete, schien alles Schöne erst zu beginnen. Geraldine war von ihrer Ehe bitter enttäuscht, zumindest schien es ihr so. In dieser Stunde sammelten sich alle immer wieder unterdrückten Wünsche und begannen aufzubegehren.

Ohne richtig zu überlegen schrieb sie ein paar Zeilen auf einen Zettel, auf dem folgendes stand: „Ich kann nicht mehr weiter, Manfred. Du weißt nicht, wie ich dieses Leben satt habe. Vielleicht liebe ich dich auch nicht genug, um dieses ewige Warten ertragen zu können. Bitte suche mich nicht. Ich möchte eine Zeit lang allein sein und alles überdenken. Jedenfalls: So kann es nicht weitergehen mit uns. Geraldine“ und legte ihn auf den Kühlschrank.

Als sie schon in Hut und Mantel da stand, bemerkte sie den erstaunt fragenden Blick von Mucky, der sehr ungern allein gelassen wurde. Plötzlich tat ihr das Tier leid, und sie bückte sich rasch, um es zu streicheln. Sie ärgerte sich über sich selbst wegen ihrer Sentimentalität wegen einer Katze! In der Schüssel war genügend Milch, Kittekat in einer anderen... und Manfred musste ja doch einmal kommen.
Geraldine lief durch Gassen und Straßen als würde man am Ende ins Land der Seligkeit gelangen. Jeder dreiste Blick, der sie streifte, jedes fremde Lächeln, das ihr galt, war ihr willkommen. Nach langer Zeit wieder tun dürfen, was ihr behagte! Sie ging gerade aus, in ein Kino, weil es dort einen Film gab, den Manfred sich niemals mit ihr angesehen haben würde: „La Traviata“ mit Edita Gruberova und Nikolai Gedda in den Hauptrollen. Ja, dieser Mann gefiel ihr und die Musik... wirklich ein außerordentlicher Genuß. Verdi könnte sie jeden Tag hören. Verträumt summte sie sogar die Melodie, denn sie war ihr so vertraut und sie kannte jeden Ton. Nichts konnte die plötzliche, gierige Freude an der neuen Unabhängigkeit trüben.

Nach dem Film suchte sie im Café Mozart nach einem Platz zwischen plaudernden Paaren, durchstöberte allerlei Zeitschriften. Plötzlich holte sie sich eine Füllfeder aus der Handtasche, einen Bogen Papier, und schon standen Worte, Sätze darauf. Sie schrieb und fühlte sich erleichtert. Sie hatte ihre Freiheit, und das konnte ihr niemand nehmen. Warum ging Manfred so selten mit ihr ins Kaffeehaus?...

Es war schon ziemlich spät, als Geraldine ihre beste Freundin Doris aufsuchte in der festen Absicht, ihr von der großen Änderung in ihrem Leben zu erzählen, sie um Rat zu bitten. - Die Freundin war recht überrascht über den unangemeldeten Besuch. Sie war eben im Begriff gewesen, sich zu Bett zu begeben. „Du ahnst nicht, wie müde mich diese

eintönige Büroarbeit macht, Geraldine“, klagte sie. „Ach ja, du hast es besser. Dein Mann sieht nicht nur gut aus, er hat auch den Ehrgeiz beruflich weiterzukommen, um dir mehr bieten zu können. Du Beneidenswerte! Hast du dich etwa wieder schriftstellerisch betätigt?“
Geraldine brachte kein Wort von dem über die Lippen, was sie Doris hatte anvertrauen wollen. Nach einer Viertelstunde verabschiedete sie sich und ging wieder fort. Unten leerten sich langsam die Straßen. Wie spät mochte es sein? Schon stieg sie in eine Garnitur der Linie 6. Bis zur U4 waren es nur 3 Stationen. Das warme Licht in der U-Bahn verscheuchte ihre dunklen Gedanken. Nur wenige Leute waren noch unterwegs. Urplötzlich überkam Geraldine eine heftige Sehnsucht nach ihrer kleinen Wohnung, nach dem Gefühl, daheim zu sein, nach Manfred. Er musste ihren Zettel längst gefunden haben. Ob er diese bösen, unzufriedenen Worte jemals verzeihen würde? Sie mussten ihn tief verletzt haben, denn er war stolz und empfindlich, aber er liebte seine Frau.

Zögernd öffnete sie die Wohnungstür. „Da bist du ja endlich, geliebte Geraldine, beinahe hätte ich mich schon gesorgt“, rief ihr Manfreds Stimme sanft entgegen. Dann kam er selbst daher und zog sie ins Zimmer. „Warst du bei deiner Freundin Doris, ja? Ihr habt euch verplaudert, gib es zu. Wenn Doris einmal ins Reden kommt, dann... Oh, ihr Frauen!“
Er lächelte fast schelmenhaft. Geraldine ging stumm in die Küche und suchte den Zettel. Er war nirgends zu sehen. Also spielte Manfred ihr nur eine Komödie vor. Das hatte ihr noch gefehlt. Oh Göttin Fortuna, sie liebte ihn doch, wie sollte sie ihm das jemals beweisen? „Na, Liebling, erzähl´ doch!“ rief Manfred von nebenan. Geraldine wollte eben etwas über den Zettel sagen; da bemerkte sie Mucky, das rot getigerte Katerchen, das unter dem Küchentisch vergnügt mit einem zerknüllten Stückchen Papier spielte. Der Kühlschrank stand offen – Mucky hatte sich wieder einmal ein schönes Stück Fleisch hervorgeholt und allerlei, was eben ein Katzengaumen für sich zu beanspruchen pflegte. Das hatte sich Mucky jetzt schon zur Gewohnheit gemacht: Kühlschrank auf, Fleisch heraus, Fleisch verzehren – den Kühlschrank zu schließen das schien der Kater nicht zu können... Mucky hatte es auch auf eine spezielle Wurstsorte abgesehen. Er beschnupperte alle Päckchen, die im Kühlschrank aufbewahrt waren. Schnell zog er das größte hervor, öffnete es mit seinen Samtpfötchen. Ruck – zuck, ja, das war das Richtige. Mhmm! Das schmeckte köstlich.

Geraldine bückte sich und erkannte die Überreste ihres Zettels, der wohl längst nicht mehr auf dem Kühlschrank gelegen war als Manfred heimkam. Sie hob Mucky auf ihren Arm und streichelte das niedliche Tier so zärtlich wie sie es lange nicht mehr getan hatte...

Elfriede Herold
in Wien/ Österreich geboren, arbeitet als Damenschneiderin. Seit 1984 schreibt sie Kurzgeschichten, Märchen, Lyrik, experimentelle Prosa, Schmunzelgeschichten, Satiren u.v.m. Veröffentlichungen in Anthologien und Literaturzeitschriften und Internetforen im In- u. Ausland, zahlreiche Lesungen in Wien.

Der Bär und die Elfe

Es war einmal ein Bär, der lebte ganz allein in einer Höhle im Wald. Die Höhle war groß und geräumig, so dass der Bär sich bequem darin ausstrecken konnte. Neben der Höhle floss ein sprudelnder kleiner Fluss, wo sich viele fette Fische tummelten. Um die Höhle herum wuchsen Unmengen von Beerensträuchern, die den ganzen Sommer über köstliche Früchte trugen. Alles in allem, fand der Bär, ließ sich hier ein richtig gutes Leben führen.

Außer dem Bär wohnten noch andere Tiere im Wald. Da gab es die Rehe, die so gern auf den sonnigen Lichtungen grasten; die Kaninchen, die sich im Unterholz tummelten und ihre weißen Schwänzchen in die Höhe streckten; die Vögel, die Tag für Tag wie zwitschernde bunte Bällchen zwischen den Zweigen umher flatterten; und die Wölfe, finstere graue Jäger, die in Rudeln zusammen lebten.

Aber nicht nur normale Tiere lebten im Wald. Es war nämlich ein Zauberwald. Deshalb teilten die Tiere ihn mit den merkwürdigsten Fabelwesen, die man sich vorstellen kann, jedoch ohne dass die meisten diese nächsten Nachbarn wahrnahmen: schneeweiße Einhörner mit glänzendem Fell und gespaltenen Hufen; gedrungene Zwerge, grummelige Gesellen, die unter der Erde lebten; freche Kobolde, denen man nicht über den Weg trauen konnte; stolze Zentauren, die ihren Menschenkopf auf einem Pferdekörper trugen; seltsame, lichtscheue Faune, ziegenbeinige Satyre, kleine Drachenechsen, Elfen und viele viele andere Wesen, für die die Sterblichen noch keinen Namen gefunden haben.

Der Bär war der einzige Bär im ganzen Wald. Und das war auch der Grund, weshalb er trotz seiner Höhle, seines Flüsschens und seiner Beerensträucher kein gutes Leben führte: Er fühlte sich einsam.

„Ich will versuchen, Freunde zu finden, damit ich mich nicht mehr so einsam fühle“, beschloss der Bär. Er dachte nach. Wer würde wohl sein Freund sein wollen?

Zuerst versuchte er es bei den Wölfen, denn er fand, dass diese ihm von allen Tieren des Waldes am ähnlichsten waren.

Der Bär ging zur Wolfshöhle. Schon von wietem sah er am Eingang den Oberwolf stehen und Wache halten. Respektvoll näherte sich der Bär. „Hallo, Wolf“, sagte er.

„Hallo, Bär“, knurrte der Wolf. „Was machst du in meinem Revier?“

Dass der Wolf gleich so knurrte, schüchterte den Bären, der mit den besten Absichten gekommen war, etwas ein. Deshalb war seine Stimme ziemlich kleinlaut, als er antwortete: „Ich wollte fragen, ob ich euer Freund werden kann.“

„Du?“ der Oberwolf musterte ihn. „Passt du denn überhaupt zu uns?“

„Ich weiß es nicht, aber ich kann es ja mal versuchen“, meinte der Bär hastig.

„Na gut“, sagte der Oberwolf. Sein Gesicht wurde ein kleines bisschen weniger grimmig. „Wir gehen gleich auf die Jagd, du kannst mitkommen.“

Der Oberwolf rief die anderen Wölfe zusammen und sie trabten los. Der Bär lief mit. Als sich die Wölfe ein junges Reh, das auf einer Wiese stand und graste, als Beute ausgewählt hatten, begannen sie zu rennen. Am Anfang konnte der Bär gut mit ihnen mithalten, er überholte sie sogar ein Stück. Doch schon nach kurzer Zeit ging sein Atem immer schwerer und er merkte, wie er zurückfiel. Irgendwann hatte er die Wölfe ganz aus den Augen verloren und musste seinen Geruchssinn einsetzen, um ihrer Spur zu folgen.

Der Bär fand die Wölfe dort, wo sie das Reh erlegt hatten. Es wimmerte noch leise, doch die Wölfe rührten es nicht an, weil dem Oberwolf der erste Bissen gebührte. Dieser sah den Bär kommen und lachte. „Ein bisschen langsam, was, Bär?“

„Ich … kann … nicht … so … lange … laufen“, schnaufte der Bär und setzte sich erstmal.

Der Oberwolf stieß das erlegte Reh mit der Pfote an und es wimmerte ein bisschen lauter. Blut tropfte ihm aus einer großen Wunde in der Seite. Plötzlich fand der Bär diese Jagd ganz abscheulich.
Der Wolf sah sein verzogenes Gesicht und meinte: „Na, Bär? Zu zimperlich, deine Beute zu erlegen?“
„Ich mag lieber Fische“, gab der Bär zu, „Die sind schneller erlegt und die weinen nicht.“
Als die Wölfe das hörten, lachten sie alle. „Er mag lieber Fische!“ höhnten sie. „Die weinen nicht! Hört euch das an!“
Der Oberwolf knurrte ihn an: „Geh weg, Bär! Du passt nicht zu uns. Einen lahmen Feigling wie dich können wir nicht brauchen!“

Trotzig und beschämt trottete der Bär von dannen. Die Wölfe mochten ihn nicht, gut. Er würde andere, nettere Freunde finden.
Da hörte er ein Rascheln im Unterholz. Ein weißes Schwänzchen wurde in die Luft gestreckt, dann verschwand es blitzschnell in einem Loch zu seinen Füßen. Der Bär beugte sich hinunter und spähte hinein. Drinnen entdeckte er viele Kaninchen, die eins ans andere gekuschelt saßen und ihn anguckten. Es sah sehr warm und gemütlich in dem Kaninchenbau aus, fand der Bär. „Hallo, Kaninchen“, brummte er. Ein schrilles Piepsen war die Antwort. „Was ist denn los?“
„Du hast mit den Wölfen gejagt!“ riefen die Kaninchen.
„Ja, das stimmt“, gab der Bär zu. „Aber nur einmal und nur um zu sehen, ob ich zu ihnen passe.“
Die Kaninchen, so schien es, hatten gar nicht zugehört. „Du hast mächtige Tatzen und scharfe Zähne! Du bist groß und gefährlich! Was suchst du hier vor unserem Bau?“
Der Bär wiegte etwas hilflos den Kopf. „Also eigentlich… wollte ich euch fragen, ob ihr meine Freunde werden wollt.“
Die Kaninchen rissen die Augen auf. „Wir! Deine Freunde! Damit du uns auffressen kannst!“
„Ich will euch nicht auffressen“, beteuerte der Bär unglücklich.
„Das glauben wir dir nicht. Du tust nur so freundlich, damit wir aus der Höhle kommen. Du bist ein Lügner, Bär! Geh weg! Wir haben Angst vor dir!“
„Aber…“, versuchte der Bär noch zu erklären, als unter seinen Füßen ein wildes Scharren erklang. Er lugte wieder in das Loch. Es war leer. Die Kaninchen hatten den Notausgang genommen.

Traurig starrte der Bär in den Himmel. Warum glaubten ihm die Kaninchen nicht? Er konnte doch nichts dafür, dass er mit Klauen und Zähnen zur Welt gekommen war. Es musste doch auch für ihn möglich sein, Freunde zu finden.
Da flog ein bläulich schimmerndes Bällchen über ihn hinweg. „He! Vogel!“ rief der Bär.
Der Vogel landete auf einem Ast und begann, sich das Gefieder zu putzen. „Ich bin nicht irgendein Vogel“, zirpte er selbstgefällig. „Ich bin eine Blaumeise.“
„Oh. Na gut. Hallo, Blaumeise“, meinte der Bär. Er verstand nicht, warum das so wichtig war. Ihn störte es doch auch nicht, wenn man ihn statt Braunbär schlicht Bär nannte.
Aus dem Augenwinkel sah er auf einmal viele Farben zwischen den grünen Blättern hervorblitzen. Einige Vögel schossen hervor. Es war ein sehr hübsches Schauspiel, wie sie so bunt und flink über seinem Kopf hin und her schwirrten. „Vögel!“ rief der Bär laut. Mit diesen niedlichen Geschöpfen würde er sicher Glück haben. „Wollt ihr meine Freunde sein?“
Ein helles Kichern aus Dutzenden von Schnäbeln ertönte. „Kannst du fliegen, Bär?“ rief es neckisch von der einen Seite. „Äh… nein. Aber ich könnte es versuchen…“, er brach ab. Natürlich konnte er das nicht. Von der anderen Seite stichelte es: „Kannst du singen?“
„Nein“, musste der Bär gestehen.
„Bist du klein und bunt und flauschig? – Nein!“ riefen die Vögel im Chor. „Du bist nur ein dicker alter Bär mit hässlichem

braunen Fell. Und dumm bist du obendrein, wenn du glaubst, dass du fliegen könntest. Dich wollen wir nicht!“
Niedergeschlagen wandte der Bär sich ab. Hatten sie am Ende alle Recht? War es wirklich so, dass ihn keiner mögen konnte, keiner sein Freund sein wollte? Ein abgrundtiefer Seufzer stieg aus seiner Kehle auf. Der Bär fühlte sich so einsam wie noch nie in seinem Leben. Und er wusste nicht, wie er jemals etwas daran ändern konnte. Ach, wäre er doch nur anders. Dann würden ihn die anderen Tiere bestimmt leiden können.

Während er so in Trübsal schwelgte, war die Dämmerung hereingebrochen. Schweren Herzens machte der Bär sich zurück auf den Weg in seine leere, kalte Höhle. Unterwegs kam er an einer mächtigen alten Eiche vorbei. „Uhuuu!“ rief es aus der dunklen Baumkrone.
Verdutzt blieb der Bär stehen. „Wer ist da?“
„Uhuuu!“ antwortete es bedeutungsschwanger.
Der Bär stellte sich auf die Hintertatzen und schnüffelte. Vor seiner Nase raschelten die Blätter, als sich ein breiter Kopf an ihnen vorbei schob. „Hallo, Bär“, sprach eine dunkle Stimme. Es war ein Vogel. Doch anders als die Finkenschar leuchtete sein Gefieder in keiner hellen Farbe, sondern hatte nur ein mattes Grau-Braun. Und er sah viel größer und eindrucksvoller aus als die anderen Vögel. So einen hatte der Bär noch nie gesehen. „Was für ein Vogel bist denn du?“ wollte er wissen.
„Ich bin ein Uhu“, gab sein Gegenüber würdevoll zurück. „Man sieht mich nicht, es sei denn, ich will es.“
„Aha“, erwiderte der Bär. Ungerührt ließ er sich wieder auf alle vier Tatzen fallen und schickte sich an, weiterzugehen.
„Halt!“ meinte der Uhu geheimnisvoll. „Willst du denn gar nicht wissen, warum ich mich dir zeige, Bär?“
Der Bär sah hoch. „Du willst dich wahrscheinlich über mich lustig machen, weil ich keine Freunde finden kann“, sagte er mürrisch.
Der Uhu riss die Augen auf. Im Dunkeln glühten sie wie zwei helle Monde. „Nein, Bär! Ich will dir helfen! Doch bist du auch so klug, meine Hilfe anzunehmen?“
Der Bär vergaß alle Bedenken. „Ja!“ rief er. „Natürlich!“
Zufrieden heulte der Uhu: „Gut! Dann hör mir zu.“ Der Bär hörte gehorsam zu. „Kennst du die Elfen, Bär?“
Der Bär dachte nach. „Ja! Ich kenne sie. Das sind kleine Vögel, die immer von meinen Beerensträuchern stibitzen.“
Der Uhu legte den Kopf schief. „Also, Bär. Das sind doch keine Vögel. Elfen sind keine Tiere wie du und ich. Sie sind magisch. Und deshalb“, fuhr der Uhu fort, „können sie auch magische Dinge tun.“
„Was für Dinge?“ fragte der Bär mit gerunzelter Stirn.
„Der Staub der Elfen, so sagt man, kann Wunder vollbringen. Finde den Elfenstaub und er wird dir alle deine Wünsche erfüllen und dich in das Wesen verwandeln, das du immer sein wolltest. Finde den Elfenstaub, Bär. Dann wird deine Traurigkeit enden.“
Der Bär war jetzt ganz aufgeregt. Seine Backen wurden rot und er sprang hoch, während er zum Uhu sprach: „Oh, Uhu! Ich kann es kaum glauben. Das klingt ja so wunderbar! Aber wo kann ich den Elfenstaub finden? Sag es mir schnell, ich bitte dich.“
Die Augen des Uhus formten nun Schlitze. „Bär“, sagte er, „also so schwer ist das ja nun auch wieder nicht. Du bist doch kein dummer Bär, oder? Du wirst ihn auch ohne meine Hilfe finden. Uhuuuuuuuuu!“ Mit diesem Ruf flog der Uhu in die Nacht hinaus. Der Bär blieb zurück, während ihn die Finsternis verschluckte. Doch nun erfüllte neue Hoffnung sein Herz.
Den Elfenstaub, er würde ihn finden.

Am nächsten Morgen stand der Bär früh auf. Im Licht der ersten Sonnenstrahlen fraß er hastig einen Fisch, dann machte er sich mit Feuereifer daran, die Elfen zu finden. Er hatte sich überlegt, dass sie ganz sicher wissen mussten, wo der Elfenstaub

war. Vielleicht hatten sie ihn sogar bei sich und konnten ihm gleich davon geben?
Er erinnerte sich, die Elfen in den Sommermonaten zwischen seinen Beeren hin und her huschen gesehen zu haben. Doch er hatte sie stets nur aus dem Augenwinkel wahrgenommen, war er doch meist selbst damit beschäftigt gewesen, sich genüsslich den Bauch voll zu schlagen. Die Elfen waren nur ganz schwach zu sehen gewesen, fast durchsichtig und immer im nächsten Moment verschwunden, sobald sein Blick auf sie fiel. So konnte er auch nicht genau sagen, wie sie aussahen. Der Bär dachte angestrengt nach. Sie hatten auf jeden Fall zarter als die Vögelchen und zerbrechlicher als Schmetterlinge gewirkt. Wie diese beiden hatte auch jede Elfe ein Paar Flügel auf ihrem Rücken gehabt. Trotzdem, da war der Bär sich plötzlich sicher, waren sie größer, viel, viel größer – sie gingen ihm fast bis zum Bauchnabel.
Wie sollte er solche Wesen nur dazu bringen, ihm zuzuhören und nicht sofort davon zu flitzen? Es gab nur eine Möglichkeit, er musste sie fangen. Doch wie sie fangen, ohne ihnen mit seiner Pranke weh zu tun? Er musste sie irgendwie locken. Eine Falle, das war die Idee.
Der Bär grübelte erneut. Womit konnte er die Elfen anlocken? Was mochten sie? Aber ja! Die Antwort wuchs zu seinen Füßen.
Also machte der Bär sich an die Arbeit und begann, Beeren zu sammeln. Anders als sonst biss er sie nicht einfach büschelweise ab, nein, ganz vorsichtig nahm er jede einzelne Beere zwischen seine Finger und rupfte sie ab, wobei er sehr darauf achtete, dass die Beere nicht platzte, denn das würde den Elfen sicher nicht gefallen. Auf diese Weise war es für den Bären viel schwieriger, die Beeren zu pflücken und deshalb dauerte es auch mehrere Stunden, bis er schließlich einen ganz beachtlichen Haufen zusammengetragen hatte.
Jetzt musste er nur noch auf die Elfen warten. (Fortsetzung im April)

Hanna Brosch
geboren 1986 in Mannheim, Anglistikstudentin, lebt in Worms und schreibt seit dem dreizehnten Lebensjahr, zunächst Fan Fiction, später auch verstärkt eigene Werke im Bereich Phantastik und Historisches. *www.amberbernstein.net*

Holland wie früher erleben

Ich war lange nicht mehr nach Holland gefahren. Letzten Samstag überwand ich mich und fuhr hin, in der Absicht einige Kleinigkeiten einzukaufen und es zu erleben wie es früher war. Gab es noch die leckere holländische Schokolade, das Bier, den Kakao?
Wegen der Mühlen und Grachten (Wasserkanäle) fuhr ich nicht. Sie gehören natürlich auch zu Holland, aber man findet sie eher in Amsterdam. Nein, ich wollte einfach Athmosphäre schnuppern, die so typisch ist in Holland, dem Holländisch der Leute lauschen, wenn sie sich unterhalten, in der Sprache mit den Rachenlauten wie die Schweizer. Die kleinen, mit Ziegeln gemauerten Häuser fehlten mir! In der Absicht bestieg ich also in Essen den Zug und langte an.
Im Bahnhof Venlo angekommen, regnete es in Strömen. Ich entdeckte einen Automaten mit kleinen Snacks und zog mir eine Frikandel, eine aus gewürztem Hack bestehende, gebratene Rolle. Die Automaten gab es also noch, dachte ich. Was anders war, war der Geld! Hatte man früher mit Gulden und Quartjes (25 Cent Stück) bezahlt, forderte der Automat jetzt Euro-Stücke wie in fast ganz Europa. Wenn man Glück hatte, erwischte man aber eine Euro- oder Cent-Münze mit dem

Kopf der Königin drauf. Aber die Frikandel schmeckte noch wie früher!

Der Regen ließ etwas nach und ich ging durch die halbe Innenstadt, um mein altes Café aufzusuchen und etwas Warmes zu trinken. Es ist eigentlich mehr ein türkischer Imbiß, aber nicht wie bei uns mit Döner und Salat. Nein, hier bietet man auch kleine Mahlzeiten an, sowie ein Frühstück mit Kaffee, Brötchen und Ei. Aber als ich dort ankam, mußte ich feststellen, daß es geschlossen war. Ein Mann eilte hinzu und erklärte mir, daß Königinnen-Tag sei und die meisten Lokale zu seien.

Er wies mich auf eine Kneipe hin, die mir vorher schon aufgefallen war. Sie hatte mir aber nicht gefallen, denn sie war voller Männer, die Bier tranken und laut miteinander redeten. Ich wollte mir meine Beize selbst aussuchen, denn ich suchte Ruhe und Behaglichkeit. Trotz des Regens ging ich weiter und fand bald darauf ein großes Café und huschte hinein.

Hier befand ich erst einmal im Trockenen und setzte mich an einem der vielen Tische, die rechts von der Theke standen. Die Bedienung kam und ich bestellte mir einen „Koffie“. Bald darauf brachte sie ihn mir.

Ich hatte nun Zeit, mir meine Umgebung näher anzusehen. Neben der Theke, den Tischen und den Stühlen bewunderte ich die alten Lampen im Stil der 30er Jahre unseres Jahrhunderts[2]. Gerahmte Plakate im Jugendstil befanden sich an den Wänden. Die Lampen spendeten gedämpftes Licht und es herrschte eine behagliche Gemütlichkeit.

Es waren nicht viele Leute im Café, und im Hintergrund lief gedämpfte Musik. Neben mir saß ein Paar aus Deutschland, das aber kaum sprach. Sie hatten wohl Schutz vor dem Regen gesucht. Dann wurde das Lied vom Flanderland im Radio gespielt, in niederländischer Sprache, von irgendeinem holländischen Sänger, den ich nicht kannte. Nachdem das Stück endete, wandte ich mich meinen Aufzeichnungen zu. Aber ich konnte mich einfach nicht darauf konzentrieren. Immer wieder ging mir das Lied vom Flanderland durch den Kopf mit seinem schönen Text. Klaus Hoffmann hat es einmal auf Deutsch gesungen.

Ich dachte an das Land mit seinen unendlich langen Baumalleen, wo man weit in die Ferne guckte, einige Kühe auf den Weiden wie im Bilderbuch. Sah einen Bauern im Geiste mit seinem Pferdegespann auf der Straße fahren. Ich mußte mich zwingen, in der Wirklichkeit zu bleiben, und draußen regnete es!

Ich trank also meinen Kaffee, zahlte und wünschte der Bedienung ein „Tot ziens“ (Auf Wiedersehen), nachdem ich einige Worte mangels holländischer Sprachkenntnisse in Deutsch mit ihr sprach. Sie erwiderte meinen Gruß und ich trat auf die Straße mit dem Gedanken, ein Stück Holland von früher wiedergefunden zu haben.

Es regnete wieder stärker und ich eilte zum Bahnhof. Dabei kam ich am Marktplatz vorbei, wo eine Musikkapelle aufzog, um den Königinnentag zu würdigen. Die Musiker waren völlig ungeschützt in ihren Uniformen, nur der eine oder andere hatte sein Musikinstrument mit einer Plastikplane geschützt.

Am Rathaus befand sich eine Bühne unter deren Dach einige Menschen Schutz vor dem Regen suchten. Die Stuhlreihen standen nass und tropfend im Regen.

Ich gelangte am Bahnhof an und kaufte dort holländischen Tabak. Er ist inzwischen genau so teuer wie bei uns, aber in Erinnerung alter Zeiten leistete ich mir ein Paket.

Als ich den Zug bestieg und er ein paar Minuten später abfuhr, regnete es immer noch und der Himmel war dunkel verhangen.

Karl Farr

1954 in Leer/ Ostfriesland geboren, Sozialpädagoge, lebt zur Zeit in Essen, schreibt seit 1979 Gedichte und Kurzerzählungen, bisher verschiedene Veröffentlichungen, Lesungen und Fotoausstellungen

[2] des 20. Jahrhunderts (An. des Herausgebers)

Lisette kann nicht schlafen

Vor langer Zeit, als es noch kein elektrisches Licht, keine Autos, kein Fernsehen und natürlich auch keine Computer gab, da lebte ein kleines Mädchen mit seinen Eltern und fünf Geschwistern in einem Häuschen am Ufer der Nahe, dort, wo der kleine Fluss in den Rhein mündet.
Der Vater war Fährmann und auch Fischer. Mutter hielt das Hauswesen in Stand, betreute die Kinder, hatte einen großen Hausgarten zu versorgen, zu dem eine Ziege, ein paar Schafe, Gänse und ein Dutzend Hühner gehörten. Die Kinder, außer der Kleinsten, deren Name Lisette war, halfen ihr so gut sie konnten. Die drei großen Buben hüteten die Ziege, die drei Schafe und die Gänseschar, hackten und jäteten und trugen die schweren Gießkannen im Garten, die Schwestern zupften Unkraut aus den Beeten und die kleine Lisette durfte die Körner für die Hühner ausstreuen und die Eier aus den Nestern in ein Körbchen sammeln.
Am Abend brachte die Mutter den Mädchen das Spinnen der Schafwolle bei, und am Tage das Nähen. Wenn die Mutter die Mahlzeiten zubereitete, halfen die Kinder eifrig mit und lernten dabei allmählich auch das Kochen. Vor dem Haus stand ein großer Baum, auf dem die Kinder herumkletterten und “Burgfräulein“ oder „Vogelnest“ spielten. AMahl93.8 TD (Haus) Tj1inc (Mahl93.8 TD (Haus) Tj1räulehl93.8 TD (Hau
m0.12 Tc (d) Tj0 0 Tc (d.72 Tc Tc ( ) Tj0 Tc (16uf) Tj1.44 Tc ( ) TjurTj8.8816u) Tj0 Tc (ro) Tj0-0.12 Tc 6ur

Berge bewegen. Wer diese Fahnen trug, war nicht zu erkennen, da der große Baum vor dem Haus die Sicht dorthin teilweise verdeckte. Lisette sah aber etwas Goldenes blitzen, das wie die Krone eines Königs aussah. Seltsame murmelnde Töne trug der Wind herüber. Auch dunkle Schatten, die sich wie eine Schlange am Horizont bewegten, waren zu sehen. Lisette an ihrem Dachfensterchen fürchtet sich mehr und mehr.

Sie getraute sich nicht, das Gesehene weiterzuerzählen, da sie den Spott der Geschwister und den Tadel der Eltern fürchtete.

An einem trüben Winternachmittag kam eine bucklige, vermummte Gestalt die Dorfstraße entlang. Lisette, die gerade vom Hühnerstall kam, erstarrte, als sie beim Näherkommen das pockennarbige, hakennasige Gesicht sah und sie drückte sich Schutz suchend an die Hauswand. „Geh weg, geh‘ weg, du alte Hexe“, wimmerte sie. Die alte Frau aber setzte ihren Henkelkorb auf die Erde, beugte sich zu der Kleinen und sagte: „Du brauchst keine Angst vor mir zu haben. Ich bin doch nur das Kräuterweib und komme vom Kloster Rupertsberg oben. „Und was hast du dort gemacht?“ „Wie schon oft, habe ich der Äbtissin Hildegard einen Korb getrocknete Kräuter gebracht, die ich im Sommer im Klostergarten auf dem Disibodenberg gepflückt habe, damit sie daraus Arznei und Likör machen kann.

Zu der Zeit, als die Klosterfrauen noch im Kloster Disibodenberg am linken Ufer der Nahe lebten, hatten sie einen großen Garten angelegt mit vielen Heilkräutern. Nun haben sie ihre Frauenklause auf dem Rupertsberg am Rhein und der dortige Garten ist noch nicht hergerichtet für die Anzucht von Gemüse und Kräutern.“ „Ist das weit weg von hier“, fragte

das Kind. „Einen ganzen Tagesmarsch brauche ich hin und einen Tagesmarsch zurück. Über Nacht schlafe ich in der Drusenhöhle auf halbem Wege zum Berg hinauf.“ „Was ist eine Drusenhöhle“, wollte Lisette wissen. „Das ist eine Höhle, in der schon vor tausend Jahren Menschen ihren Göttern Opfer brachten oder Schutz vor Gefahr suchten. Vor nicht allzu langer Zeit lebte dort noch eine heilkundige Kräuterfrau, die viele Leute eine Hexe nannten. Bei ihr habe ich gelernt, welches Kraut oder welche Wurzel das richtige Mittel gegen so manches Gebrechen ist.

Die Alte nahm ihren Korb auf und murmelte: „Nun muss ich gehen, ich habe einen Tagesmarsch hinter mir, Kind, und bin hungrig und müde.“ Schnell fragte Lisette noch nach dem Teufel, den sie im Abendrot gesehen hatte. „Was für einen Teufel“, wunderte sich die Alte. „Ach, Du meinst wohl den Mönch Volmar mit seiner Kapuze und seiner braunen Kutte? Der geht einmal im Monat heim zu den Benediktiner-Mönchen drüben auf dem Disibodenberg. Sonst wohnt er auf dem Rupertsberg bei den Nonnen und dient ihnen als Beichtvater, als Berater und vor allem als Schreiber für die Äbtissin Hildegard. Er schreibt auf, was die innere Stimme ihr aufträgt. Man sagt, dass Gott zu ihr spricht!“

„Aber die Irrlichter, die hin und her wandern am Abend“, fragte das Kind. „Das sind die Fackeln der Nonnen bei ihrer abendlichen Prozession. Sie singen dabei geistliche Lieder, die die Äbtissin geschrieben und vertont hat.

So, und jetzt ab ins Haus, kleine Kinder sollten um diese Zeit nicht mehr auf der Straße sein“, sprach die Alte und gab ihr zum Abschied einen runzeligen Apfel.

Das Kind bedankte sich artig und ging ins Haus. An diesem Abend, der Vater hatte wie immer die Laute gespielt, und die Mutter den Kindern ein Nachtlied dazu gesungen, nahm Lisette allen Mut zusammen und fragte den Vater nach den „Fahnen“ und der „Krone“, die auf dem Weg zum Rupertsberg hinauf geblitzt und geblinkt hatten wie Gold. Auch nach dem „Gemurmel“ vom Rupertsberg her wagte sie zu fragen. Da lachte der Vater und erzählte, dass er den Bischof von Mainz, sein ganzes Gefolge mit den Pferden, den Fahnenträgern, den Knappen und den festlich gekleideten Priestern vor einiger Zeit mit der großen Rhein-Fähre

übergesetzt hatte. Der Bischof zu Pferde trug dabei die Monstranz, die golden in der Sonne und am Abend im Mondenschein blinkte. Er war auf dem Wege zum Frauenkloster der Hildegard von Bingen gewesen, um dort einen hohen Festtag mit den Klausnerinnen zu feiern. Der Bischof ist der Schutzherr dieses Klosters.
„Kein König und keine Krone?“ seufzte Lisette und sah den Vater enttäuscht an. Dass es auch keinen Teufel gab und keine Hexe, das hatte sie ja von der Kräuterfrau schon erfahren. Ein bisschen enttäuscht war sie schon, dass es für alle nächtlichen Erscheinungen eine Erklärung gab. Aber von da an schlief das kleine Mädchen wieder wie ein Murmeltier.
Nur ab und zu in Vollmondnächten schaute es hinauf auf den Berg. In diesen Nächten träumte es dann wieder von Königen und Schlössern, von Teufeln, Hexen und tanzenden Irrlichtern. Aber von Zeit zu Zeit träumte es nun auch von Klosterfrauen und schönen Gesängen und von einer schreibkundigen Nonne, die Lisette hieß und alles aufschrieb, was sie wusste über Heilkräuter und die Heilung von Kranken.
Und das Kind lächelte zufrieden im Schlafe.

Nora Zorn, 2006

Ich bin ein Mensch jenseits der Fünfzig mit Liebe zur Literatur. Schreibe Kurzgeschichten, Haikus, Online-Texte, Rezensionen. Veröffentlicht habe ich mehrfach in der Zeitschrift „Kurzgeschichten“, in verschiedenen anderen Literatur-Zeitschriften und in einigen Anthologien. Ich bin verheiratet und lebe im Rhein-Neckar-Dreieck.

Gedichte

Laurels Lied

Dornen
bringe ich Dir
und Disteln,
erste Tropfen vom
Sommerregen;
Amselgesang

im Tau.
Geflochten,
Note um Note,
Dir
zu bauen ein
Nest.

Der Ruf der Füchsin,
Duft
von Erde
und Gras
- Dich zu kleiden.
Ich gehe,

Mondschatten bei meiner Seite;
flüchtig - Wind
zaust mein Haar;
Dir zu weisen den Weg - zu meinem
Herzen.

Esther Bystrek
Die Autorin veröffentlicht auch Gedichte und Bilder auf den Webseiten der Edition Wendepunkt (www.ew-buch.de siehe Menüpunkt „Matinée“).

*** F ü rbitten ***

"Offen sein für Klügres und für Blödes
Offenheit für Gräßliches, für Schönes
Offen sein für die Verschlossenheit
Sekunde, Bruchteil einer Ewigkeit

Offen sein für jene leisen Lauten
Die gern prahlen, doch sich selten trauten
Offenheit für fromm entgleiste Seelen
Die sich ungefragt und schweigsam leidvermählen

Offen sein für aberwitzig winzige Momente
Aufgedrückte oder träumerisch verpennte
Offenheit für das, was belangvoll ist
Offen heißt nicht : glaube jeden Mist

Offen sein für Ozeane Ungesagtes
Offenheit fürs Spiel, die seltne Form
Offnes Ohr für allerhand verquer Geplagtes
Wach für Dinge fernab gesetzter Norm

Offen sein mag heißen
Stilles sich versagen
Offenheit kann wünschen
Beherzter sich zu wagen

Unser Gott will uns nicht abgeschlossen
Miesepetrig, unentwegt verdrossen
Lebensglück liegt auch in eignen Händen
Schicksal wird sich kaum durch Schicksal wenden"

* Amen *

geschrieben
22.04.2006

Essen/ Ruhr

Arno
Peters

Blume der Logik

In ihnen starb das Auge des Kindes
Sie ließen es fallen ins Grab der Vernunft
Da säten sie Steine, die sprossen als Zahlen
Ihr Keim fraß die Erde und soff das Meer

So schnell wuchs die blecherne Blume der Logik
In ihr flutet Blutgift mit Goldblut gepaart
Sie streckt ihre klauigen Blätter zum Himmel
Da hebt sie die Blüte und küßt den Mond
Sie streichelt sein Licht, verschluckt es ins Dunkel
Ihr Mund löscht die Sterne und singt ihren Tod

Tränen

Sie hängen
wie Tau im Gras deiner Wimpern,
wie Perlen schlafend
im Mutterleib Muschel

Im salzigen See deiner Lider verborgen
wachsen die Geister des Regens
Sie springen aufs trockene Feld deiner Wangen
und essen die Frucht deiner Trauer

Annika Senger
Ich wurde 1979 in der niedersächsischen Provinz geboren, habe 2003 ein Anglistik-Studium abgeschlossen und danach als freie Journalistin gearbeitet. Seit Februar 2006 volontiere ich bei einem Zeitschriftenverlag in Berlin, sehe mich allerdings eher als Musik- und Literaturkritikerin, Sängerin, Malerin und Schreiberin. 2001 wurde meine Tragikomödie "Ganymed" im Plausus Theaterverlag veröffentlicht und im Juni diesen Jahres in Vechta uraufgeführt.

Gezeitlich

Unser
Minutenschiff
stundet in
Tagesstrudeln,
stößt gegen
Wochenriffe
und droht
Monat für Monat
mehr und mehr
unterzujahren.

Simon M. Jonas
Seit einigen Jahren veröffentliche ich regelmäßig Gedichte, Kurzgeschichten und wissenschaftliche Texte in diversen Anthologien und Zeitschriften. Im Oktober 2005 gewann ich meinen ersten Literaturpreis für das Gedicht „Rubine“. Zurzeit gebe ich meinem ersten Romanmanuskript den letzten Schliff. Außerdem arbeite ich als Übersetzer und an meiner Doktorarbeit im Fach Amerikastudien.

weil ich Wähler bin

Nachts vor Ladenschluss
der Park längst bewohnt
und die Brücken gestützt
nehme ich die Treppe aus der Stadt
mein Leben per Lastschrift
ordnungsgemäß abgebucht schulde
ich den bekannten Gesichtern auf den
Stufen einen simplen Kausalsatz
die rotten Steine unter meinen Sohlen
vom Geld einer Diktatur bezahlt
und die Baumkronen vom Glanz befreit
verschweige ich den Chancentod
die versprochene Wende in meiner Hand
falte ich zu einem Schiff werfe es
in den Schlossteich der Abwässerkanäle
und warte bis die Zeit den Kampf mit
dem Wasser verliert und
mein Wahlschein versinkt

Tobias Sommer
Ich wurde am 6. Juli 1978 in Bad Segeberg (Schleswig Holstein) geboren. Ich arbeite seit 1995 in der Finanzverwaltung.
In Literaturzeitschriften und Anthologien wurden bereits Texte von mir veröffentlicht.
Mitte 2005 erschien mein Prosadebüt „Meer über uns“ im b-haendel-verlag.
http://www.autorengruppe-jetzt.de/freunde/tobias/tobias.html
3. Platz beim Literaturwettbewerb „Autoren Online“ (2005), 3. Platz Berliner Verstärkerpreis (2006)

Herbstnähe

Die Glut des Sonnenofens
zerfällt langsam
zu Asche

Grau wattierte Wolken
vertreiben
lupenreines Azur

Starenfamilien
besprechen ihren Weg
nach Süden

Schwalbenkinder
besuchen flink noch
die Flugschule

Gänse ziehen
laut kreischend
ihre Bahnen

Meine Hände
tauchen tief in
die Jackentasche

Meine Gedanken
ziehen
in wärmere Gefilde

mary west, geboren 1953, in der Altenpflege tätig, schreibt seit 2002 und wurde schon mehrfach veröffentlicht

Exposé: „Happy ohne Ende“ von Fred Reber

Expose der in den 60er Jahren spielenden Entwicklungsgeschichte „Happy ohne Ende“

Der kleine Benny wohnt mit den Eltern im Haus der Großmutter auf dem Land. Die lautstarken, oft auch handgreiflichen Auseinandersetzungen der Eltern ängstigen und lähmen ihn. Zuneigung und Geborgenheit findet Benny nur bei der Großmutter. Den Kontakt zu Gleichaltrigen verbietet die Mutter. Benny glaubt, er sei Großmutters Mann, den die Mutter wie die Hexe aus den Märchen in ein Kind verzaubert hat. Als Benny eingeschult wird, sitzt er neben einem sprachgestörten Jungen, beschützt ihn vor den Hänseleien der Klassenkameraden und wird dadurch selber ausgegrenzt. Durch die Großmutter entdeckt Benny die Welt der Bücher und schließt Freundschaft mit Huck Finn und Tom Sawyer. Immerzu wähnt er sie in seiner Nähe. Als ein Fernseher angeschafft wird, beneidet Benny all die Serienfamilien um ihr harmonisches Zusammenleben, darum, daß trotz aller Probleme am Ende einer jeden Episode immer alles gut für sie ausgeht. Er ist begeistert von den Fähigkeiten der bezaubernden Jeannie und Mrs. Peel und glaubt, er müsse nur lange genug üben, dann könne er sich mit Handkanten-schlägen, Armeverschränken und einfachem Augenzwinkern lästige Menschen wie Kameraden, Lehrer und Eltern vom Hals schaffen. Benny verzweifelt daran, daß die immer älter und kränklich wirkende Großmutter die Pflege- und Schönheitsprodukte aus den Werbespots als Humbug abtut und krümelt ihr heimlich Mutters Merz-Spezial-Dragees in den Tee, in der Hoffnung, die Großmutter möge bald wieder gesünder und rüstiger aussehen. Schließlich kann Benny nicht mehr zwischen Hirngespinst und Wirklichkeit unterscheiden, und ihm passiert ein Missgeschick, woraufhin der Vater die Kellertreppe hinunter stürzt und fortan querschnittsgelähmt im Rollstuhl sitzen muß. Nun herrschen zwar Ruhe und Frieden im Haus, doch sein Happy End hat Benny sich anders vorgestellt. Wenig später findet Benny heraus, daß der Vater mit seinen Verdächtigungen und Eifersüchteleien doch richtig gelegen und die Mutter tatsächlich einen Liebhaber hat. Benny hofft nun, daß seine Familiengeschichte damit auch endlich eine positive Fortsetzung findet, die ihn von der lähmenden Traurigkeit und Schuld befreit, die seit dem Sturz des Vaters auf ihm lastet.

Leseprobe:

Ihre kleine zierliche Gestalt schlich auf Zehenspitzen herein, wie jeden Abend legte sie die Kittelschürze ab, zog sich das Nachthemd über und zerrte Büstenhalter und Unterhose darunter hervor. Dann löste sie das Haar.

Er blinzelte und traute sich kaum zu atmen. Er hörte sie murmeln, dann ins Bett steigen, und er hoffte nicht selber einzuschlafen. Endlich schnarchte sie. Er blinzelte erneut, zufrieden stellte er fest, daß sie auf dem Rücken lag. Als er sich neben sie kniete, schlug ihm das Herz bis zum Hals.

Silberne Fäden durchzogen das schwarze Haar. Er betrachtete ihr Gesicht, die schlaffe Haut ihres Halses. Dann spitzte er seinen Mund und hauchte sanft einen Kuss auf ihre spröden Lippen. Ihr Atem schlüpfte dabei in seinen Mund, und er musste husten. Sie schmatzte mehrmals laut, das Schnarchen hörte auf, doch sie schlief weiter.

Wieder näherte er sich dem von der Dunkelheit grau eingefärbten Gesicht. Mit zusammengepressten Lippen begegnete er sanft ihrem geschlossenen Mund. Er spürte das leichte Ziehen seiner Haut, als er sich von ihren Lippen löste.

Dann schlich er zum Toilettentisch gegenüber dem Bett und starrte in den Spiegel. Es funktionierte nicht. Er konnte den bösen Zauber nicht brechen.

Rezension: „Jeder möchte doch in seinem Leben eine Mauer niederreißen - Von der Vision zum Erfolg“ von Wilfried Kriese

Als Kind verlor Wilfried Kriese seine Sprache, wurde als verhaltensgestört eingestuft und ist Legastheniker. Er verbrachte seine gesamte Schulzeit in Sonderschulen.
Danach bildete sich Kriese autodidaktisch weiter: „Heute weiß ich, dass mein eigentlicher Bildungsweg erst nach der Schulzeit begann. Denn nach und nach bemerkte ich, dass ich mir vieles aneignen konnte, was ich laut Aussage von Ärzten und Pädagogen nie hätte lernen können. Aber auch dadurch, dass der Notendruck weg war, habe ich meine Lernschranken überwunden.“
Heute ist er seit zwei Jahrzehnten Autor und Verleger zahlreicher Bücher. 1992 gründete er den Mauer Verlag mit dem Anspruch, Sprachrohr für Randgruppen zu werden.

Der Autor erzählt in diesem Firmenporträt die Geschichte des Mauer Verlages und zugleich seinen persönlichen Werdegang. Damit plädiert er nebenbei für ein erweitertes, offeneres Bildungsverständnis, hoffnungs-volleren Umgang mit „Behinderten“ und den Abschied vom Schubladendenken. Er zeigt auch Schwächen der Sonderschulen und der Berufsberatung auf.
Außerdem stellt er die Tücken des Literaturmarkts und die wirtschaftliche Seite der Schriftstellerei dar. Natürlich macht das Buch Werbung für den Mauer-Verlag und für Druckkostenzuschüsse, gibt aber auch Einblicke in die Kalkulation. Dies macht das Buch auch für Existenzgründer interessant.
Besonders schön finde ich Wilfried Krieses Definition eines Schriftstellers: „Doch trotz meiner Legasthenie schlummerte der Schriftsteller in mir. Mir machte zwar Aufsatz schreiben unglaublichen Spaß, aber dieser wurde mir jedoch durch die generelle Note 6 verdorben. Davon ließ ich mich jedoch nicht entmutigen und im stillen Kämmerlein begann ich schon in frühen Jahren Gedanken zu Papier zu bringen.“
„Doch abgesehen davon lassen sich richtige Autoren nicht von geringen Verkaufszahlen entmutigen, sondern sie schreiben weiter und genau dieses Merkmal ist es, was einen richtigen Autor oder sonstigen Künstler ausmacht. Er schreibt oder malt usw., weil er seine Kunst liebt und diese auch leidenschaftlich gerne macht.“
Mauer Verlag, 122 Seiten, Hardcover
16,80 Euro
ISBN 3-938606-99-1

Das Buch ist erhältlich in jeder Buchhandlung, unter www.mauerverlag.de oder bei: Mauer Verlag
Dr. h.c. Wilfried Kriese
Wittenberger Str. 5
72108 Rottenburg a/N
Tel.: 07472/2 389; Fax.: 07472/ 229
info“at“mauerverlag.de
www.wilfried-Kriese.de

Andrea Herrmann

Rezension: „Lucile“ von Willi van Hengel

Ein schönes Spiel mit dem Ich

Im Mittelpunkt dieses neu erschienenen Briefromans steht eine Philosophie-studentin, deren Briefe an ihre Freundin Lucile von zunehmenden Zweifeln an dem, was wir unter „Realität“ verstehen, bestimmt werden. Nachdem ihr Freund zu einer Reise aufgebrochen ist, führt sie das Alleinsein in immer tiefere Fragen: über die Liebe und ihr Leiden verursachendes Wesen, über das Leben und sein prinzipielles Offensein und über die Sehnsucht nicht nur nach Menschen, sondern vor allem auch nach Antworten.

Die zunehmenden Zweifel treiben die Protagonistin immer mehr in die Einsamkeit. Der Austausch mit Freunden findet für sie nur noch an der Oberfläche statt, denn alles könnte auch anders sein. „Über alles lässt sich streiten, über alles lässt sich lachen: also über nichts!“ Das Erleben von Kontingenz ergreift auch ihr eigenes Ich. Sie fühlt sich von anderen nicht mehr gekannt, denn gekannt zu werden bedeutet, von der eigenen Existenz überzeugt zu sein, und diese Selbstgewissheit hat die Protagonistin verloren.

Schließlich erscheint auch die scheinbar Halt gebende Brieffreundin Lucile als imaginär: „obwohl ich gar nicht weiß, ob es dich wirklich gibt, dort in Paris oder irgendwo anders, außer als ein Wort.“

Nachdem auch die Existenz des Freundes, nach dem sie sich sehnt, in Frage gestellt wird, bleibt zum Schluss zwingend, die eigene Existenz anzuzweifeln: „und zuguterletzt ich selbst,1.8 Tc ( ) Tj0 Tc (sieo3.24 Tc ( ) T dw6Tj0 -13.8 TD (es) Tj3.12 Tc ( ) Tj0 TcDekonstruktio0

Rezension: „Festtage des Lebens“ von Gerd Egelhof

Der Gedichtband „Festtage des Lebens“ von Gerd Egelhof beleuchtet die verschiedensten Facetten der Liebe. Es geht um Männer und Frauen, die wahre Liebe und die Erotik der Tänzerin, zufällige Alltagsbegegnungen und Sandkastenlieben, flüchtige Kontakte und Geschlechtsverkehr.
Die kurzen Geschichten und Stimmungsbilder behandeln diese Themen mit zynischem Unterton. Reime und Rhytmen brauchen sie nicht, denn die Aussage steht im Vordergrund.
Es gelingt Gerd Egelhof, das zu erreichen, was für mich das Grundanliegen der Lyrik darstellt, nämlich auch ungewöhnliche und neue Sichtweisen zu vermitteln.
Der Autor lässt die Leser/innen mit diesem kurzweiligen Buch Teil haben an seinen Erfahrungen und Lebensweisheiten, offensichtlich vor allem in der Großstadt gewonnen.
Ich empfehle dieses Buch zum unterhaltsamen Selberlesen und Verschenken.

Leseprobe:
Sandkastenliebe

Ich liebe dich
seit ich denken kann
sagte sie
und er
um das schönste
aller Komplimente
bereichert
überlegte
ob er schon
zur Liebe fähig war
als er denken konnte.

Gerd Egelhof, geboren 1970 in Schorndorf (Rems-Murr-Kreis), lebt und arbeitet in Waiblingen bei Stuttgart.
1999 wurde der Autor, Buchhändler und Sporttrainer bei einem stipendienartigen Lyrik-Workshop in Auetal-Rolfshagen (Weserbergland) entdeckt. 2000 gewann er beim Baden-Württembergischen Landeslyrikwettbewerb den Kreispreis Rems-Murr.
Egelhof schreibt Gedichte, Kurzprosa und Sachbücher. "Festtage des Lebens" ist sein vierter Lyrikband.

Taschenbuch, 87 Seiten, 2006
Books on Demand GmbH, Norderstedt
ISBN 3-8334-6148-9

Andrea Herrmann

ankunft

gras & wilder weizen
winken mir zu
grüngelbes lächeln
erfrischt mir die sinne
fruchtigen windes
stiller gesang
lösche den durst
des erinnerns

heimathafen
blauendes himmelsmeer
weltraumstation
freihandelnder seele
zu deinen ufern
land der sonne
wetter stimme
meines herzens

schattenleeren bahnhofs
rostiges gleis
geschützt von kräutern
versiegeltes ende
öffne den feldweg
seh die scheune
erkenn das haus
den herd das buch

Günter Abramowski, Jahrgang 1948
aus seinem Gedichtband "weit & hoch & tief & rund", 54 Seiten, Taschenbuch, Edition L, ISBN 3-934960-38-3
weitere Buchveröffentlichungen: "Szenen einer Überfahrt" (Gedichte), "Die Umarmung" (Erzählungen) und "Sterne wie wir" (Gedichte)

Wettbewerbe

Datum	30.01.2007	30.01.2007	30.01.2007
Name	Vergesse Muttertag	Diagnose: Krebs	Weggelaufen
Genre	beliebig	beliebig	beliebig
Thema	Über die Probleme zwischen Mutter und Tochter bzw. Sohn; Zwischen den Welten – Anspruch und Wirklichkeit	Betroffen, als Patient, Angehöriger, Freund – wie auch immer; Gedanken, Erfahrungen, Chancen	Ob groß, ob klein – auf der Flucht vor etwas oder sich selbst? Angst, Not, Umbruch.
Umfang	Bis 5 Seiten, max. 5 Beiträge	Bis 5 Seiten, max. 5 Beiträge	Bis 5 Seiten, max. 5 Beiträge
Form	per Ausdruck, Datenträger oder E-Mail-Anhang	per Ausdruck, Datenträger oder E-Mail-Anhang	per Ausdruck, Datenträger oder E-Mail-Anhang
Preis	Veröffentlichung in Anthologie	Veröffentlichung in Anthologie	Veröffentlichung in Anthologie
Veranstalter	Cenarius-Verlag	Cenarius-Verlag	Cenarius-Verlag
Einsenden an	edition-janus“at“arcor.de Jürgen Cissarek, Halterner Str. 18, D–45892 Gelsenkirchen	edition-janus“at“arcor.de Jürgen Cissarek, Halterner Str. 18, D–45892 Gelsenkirchen	edition-janus“at“arcor.de Jürgen Cissarek, Halterner Str. 18, D–45892 Gelsenkirchen
Nähere Informationen	02331 – 923 74 40 (Edition – Janus) www.cenarius-verlag.de	02331 – 923 74 40 (Edition – Janus) www.cenarius-verlag.de	02331 – 923 74 40 (Edition – Janus) www.cenarius-verlag.de

Datum	31.01.2007	31.01.2007	15.02.2007
Name	Wilhelm-Busch-Förderpreis	Literaturpreis literaturatelier berlin 2007	Single sucht LP
Genre	satirische und humoristische Versdichtung (unveröffentlicht)	Lyrik	Prosa
Thema		berlin - moskau - vladivostok	Geschichten von und über die Partnersuche – heiter bis nachdenklich
Umfang	Max. 4000 Zeichen		Bis 5 Seiten, max. 5 Beiträge
Form	Per E-Mail, auf Diskette oder CD-Rom im "Rich Text Format - rtf"; Informationen über den Autor (Name, Alter, Beruf, Anschrift, Telefon, E-Mail-Adresse) in separater Datei, Textdatei selbst anonymisiert einreichen	ein Gedicht in zweifacher Ausfertigung anonym mit einem Kennwort (fügen Sie in einem mit dem Kennwort versehenen Umschlag Adresse, E-Mail und Kurzbiographie bei), per Post	per Ausdruck, Datenträger oder E-Mail-Anhang
Preis	1.500€; honorarfreie Veröffentlichung in Sammelband und auf Internetseite des Wilhelm-Busch-Preises	1. Preis: 150€; die besten drei Texte werden inkl. eines Autorenporträts auf den Seiten des literaturatelier berlin präsentiert	Veröffentlichung in Anthologie
Teilnehmer			
Veranstalter	Schaumburger Landschaft, die Sparkasse Schaumburg und die Schaumburger Nachrichten		Cenarius-Verlag
Einsenden an	Wilhelm-Busch-Preis, Schlossplatz 5, D-31675 Bückeburg; beitrag“at“wilhelm-busch-preis.de	literaturatelier berlin Stichwort: lyrikpreis, Wisbyer Str. 69, D-10439 Berlin	edition-janus“at“arcor.de Jürgen Cissarek, Halterner Str. 18, D–45892 Gelsenkirchen
Nähere Informationen	www.wilhelm-busch-preis.de info“at“wilhelm-busch-preis.de Tel.: (05722) 95660	www.literaturatelier-berlin.de	02331 – 923 74 40 (Edition – Janus) www.cenarius-verlag.de

Datum	31.03.2007	31.03.2007	31.03.2007
Name	Jugendliteraturpreis der deutschen Landwirtschaft	Umweltfreundliche Kindergeschichten - Der Literatur-wettbewerb von Erdwaermpumpe.de	Wolfgang-Hohlbein-Preis 2008
Genre	Kurzgeschichten	Kindergeschichten (von u. für Kinder)	Fantasy-Manuskript (unveröffentl.)
Thema	Zwischen Ackerbau und Viehzucht - Geschichten vom Land; unterhaltsame Geschichten, die jungen Menschen Leben und Erlebnisse auf dem Lande bzw. auf Bauernhöfen spannend, anschaulich und realitätsnah vermitteln	Umwelt (unveröffentlicht)	
Umfang	max. 14.000 Zeichen	Ein Beitrag pro Teilnehmer/in; max. 3 Seiten	vollständiges Manuskript; 300.000-600.000 Anschläge mit Leerzeichen
Form	Schriftgröße 12 pt; 1,5-zeilig; 10 Exemplare; Angaben: Titel, Zeichenzahl, Name und Adresse, E-Mail, Tel.nummer	Deutsch; wegen Anonymität: bitte eingereichten Text für die Dauer des Wettbewerbs aus dem Internet entfernen	Als Papierausdruck (wird nicht zurückgeschickt)
Preis	5000€; Veröffentlichung der besten Beiträge	1 Woche Gratisurlaub im Ostseebad Kühlungsborn, bis 4 Personen; 15-20 Texte erscheinen als Hörbuch für Kinder	10.000€; Buchveröffentlichung in der Reihe „Meister der Fantasy“
Teilnehmer			
Veranstalter	Bauernverband	Golddach Media Int. - G D M I	Verlag Ueberreuter
Einsenden an	information.medien.agrar e.V., Konstantinstraße 90, D-53179 Bonn	Nur online über Teilnahmeformular http://www.umweltfreundliche-kindergeschichten.de/anmelden.php	„Wolfgang-Hohlbein-Preis“, Verlag Carl Ueberreuter GmbH, Wolfgang-Hohlbein-Preis, Alser Straße 24, A-1090 Wien, Österreich
Nähere Informationen	http://www.ima-agrar.de/index_3425.htm	http://www.umweltfreundliche-kindergeschichten.de/	fantasy“at“ueberreuter.at

Schreibseminar

Die IGdA und das „Veilchen“ laden gemeinsam ein

ZUM SCHREIBSEMINAR

VOM AUTOBIOGRAPHISCHEN ZUM FIKTIONALEN SCHREIBEN

mit Dr. Günter GIESSLER, Dresden

Ehem. Dozent am Literaturinstitut J. R. Becher, Leipzig, und an der Bundesakademie für kulturelle Bildung, Wolfenbüttel, Leitung von Seminaren in den USA, Frankreich, der Schweiz und Deutschland, Schulleiter, Autor und Publizist und Dozent bei vielen Schreibseminaren der IGdA

Schreiben ist zuerst Erinnerungs- und Beobachtungsarbeit. Alle Texte entstehen aus dem Erfahrungsgrund, den ein Mensch in seinem Leben ausbildet. Wir wollen unser biographisches Material nutzen, um den eigenen Stil zu entwickeln und Sprachbilder und Erzählmuster zu entdecken. In unserem Gedächtnis haben sich unser Erlebtes, Beobachtungen, Reflexionen zu „vorgeformten Sprachmustern” verdichtet. Oftmals wissen wir nichts von dem Material, das literarische Gestalt annehmen kann. Wir werden dieses Material finden und für den kreativen Prozess erschließen. Wir werden ein Maß finden, um die entstehenden Texte auf ihr Gelingen hin zu überprüfen und dem weiteren Schreiben Orientierung zu geben. Es wird um Maßstäbe gehen, die aus dem Text heraus entwickelt werden und an die Intentionen des Autors anknüpfen. Welche Gestaltungsmöglichkeiten liegen in einem Stoff? Hat der Autor diese Möglichkeiten genutzt? Im Mittelpunkt unserer Betrachtungen wird der individuelle Schaffensprozess stehen.

Zeit: **4. bis 6. Mai 2007**
Ort: **Berlin**
Unterkunft: **wannseeFORUM (**www.wannseeforum.de), Wannseeheim für Jugendarbeit e. V., Hohenzollernstr. 14, 14109 Berlin**. Das wannseeFORUM -** ein denkmalgeschütztes Landhaus mit Kutscherhaus und modernem Atrium – liegt am Kleinen Wannsee. Die wunderschöne Lage des Hauses und das Ambiente bieten sich an für konzentrierte Arbeit. Durch die gute Verkehrsanbindung mit der S-Bahn sind das Regierungsviertel, das Brandenburger Tor und der Kurfürstendamm in einer halben Stunde zu erreichen.
Seminargebühr: **240 Euro** im **EZ mit DU/WC, VP und Getränke** (auch für Veilchen-Abonnenten), für Nichtmitglieder **260 Euro**, für **Mitglieder mit Beitragsermäßigung 180 Euro.** Bei Absage ist eine Ausfallgebühr in Höhe von 75 Euro zu zahlen, falls kein Ersatz gefunden wird. **Anmeldung, auch für TeilnehmerInnen, die eher anreisen oder später abreisen möchten**, nur über die IGdA**. Überweisung nach Eingang der Anmeldebestätigung** auf das Konto der IGdA, Postbank Hannover, Nr. 102088302, BLZ 250 100 30, mit dem Vermerk „Seminar Berlin 2007”.

Die während des Seminars entstandenen Texte werden im „Veilchen” veröffentlicht und einem Reader zusammengefasst.

PROGRAMM

Freitag	bis 17.00 Uhr	Anreise
	17.00 Uhr	Begrüßung und Vorstellung der Teilnehmer
	18.00 Uhr	Abendessen
	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
Sonnabend	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	12.00 Uhr	Mittagessen anschließend Zeit zum Schreiben
	18.00 Uhr	Abendessen
	19.30 Uhr	Gruppenarbeit
Sonntag	8.00 Uhr	Frühstück
	9.00 Uhr	Gruppenarbeit
	11.30 Uhr	Seminarkritik
	12.00 Uhr	Mittagessen, anschließend Abreise

Teilnehmerzahl: Acht bis fünfzehn

Anmeldungen bis zum **1. April 2007** an: **Jutta Miller-Waldner**, Müllerstr. 22 e, 12207 Berlin, seminare“at“igda.net

Änderungen vorbehalten; Gäste sind herzlich willkommen

Weitere Infos, auch über frühere Seminare der IGdA, auf www.igda.net (unter Veranstaltungen **à** Seminare)